ERSTES BUCH

DIE WANDERSCHAFT

1. KAPITEL: HERKUNFT · KINDHEIT UND KNABENALTER

STEFAN GEORGE entstammt einem deutschen Geschlecht. Seine Vorfahren saßen in Rupeldingen einem Dorfe nordwestlich von Bolchen in Oberlothringen. Das Dorf liegt an der Nied, einem Nebenfluß der Saar, und blieb seit der Besiedlung so fest im deutschen Sprachbereiche, daß bis zum Weltkrieg nur zwei französische Worte in der Umgangssprache seiner Bewohner üblich waren. Als um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts Napoleon die letzten staatlichen Bänder zwischen Deutschland und Oberlothringen zerriß — seine Großen hatten bis zum Lunéviller Frieden (1801) noch Sitz und Stimme auf den deutschen Reichs- und Kreistagen —, als die deutsche Herrschaft zum ersten Male seit tausend Jahren in diesem Gebiet für sieben Jahrzehnte völlig erlosch, verließ Johann Baptist George das Land seiner Väter und wanderte nach Büdesheim bei Bingen am Rhein. Er erwarb dort Grundbesitz, und da er selbst keine Nachkommen hatte, ließ er die Söhne seines Bruders aus Rupeldingen zu sich kommen: seinen späteren Erben, Stefan George I, den bekannten hessischen Landtagsabgeordneten, der später Pate des Dichters wurde, und Anton George, den Großvater des Dichters. Beide traten aus dem französischen Staatsverbande aus und wurden hessische Bürger. Obwohl also die Vorfahren des Dichters eine Weile im französischen Staatsverbande lebten, waren sie so wenig französischer Abkunft, wie andre in Lothringen oder zur Napoleonischen Zeit auf dem linken Rheinufer wohnende Deutsche: ihre Muttersprache war deutsch, und sie gingen tiefer ins deutsche Land, als ihre Heimat Lothringen ganz an Frankreich fiel. Der Großvater, der als französischer Carabinier unter Carl X. seinen Dienst tat und die Juli-Revolution in Paris mitmachte, lernte doch das Französische erst in der Lehrlings- und Militärzeit. Wie die männlichen, so kommen auch alle weiblichen Mitglieder des Geschlechtes aus dem urkatholischen, mittelbegüterten Grundeigentum, und nach den Erinnerungen der Familie trugen auch alle lothringischen Ahnmütter deutsche Namen. Die Erzählungen von der keltischen oder wallonischen Abkunft Georges, von dem Tropfen fremden Blutes in seinen Adern, beruhen auf freier Erfindung.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Am 12. Juli 1868 wurde dem Landwirt Stefan George II in Büdesheim als zweites Kind ein Sohn geboren: Stefan George, der dritte des Namens, der Dichter. Seine Mutter Eva, geborene Schmitt, stammte von dem Gute Neumühle zwischen Bingen und Büdesheim. Da der Großvater nur einen Sohn hatte, des Großvaters Bruder keinen männlichen Erben hinterließ und die Geschwister des Dichters ledig geblieben sind, stirbt mit ihm der Mannesstamm aus.

Zwischen Obstgärten, fruchtbaren Äckern und Weinbergen verlebte George das erste Jahrfünft seiner Kindheit, doch entbehrte die dörfliche Umgebung nicht ganz des Zusammenhanges mit der weiteren Welt. Vielerlei Erinnerungen wiesen auf Frankreich, den Kamin im Wohnzimmer des schönen, geräumigen, bäuerlichen Gutshauses schmückte ein Standbild Napoleons; einer der Oheime hatte in seinen Mußestunden den Telemach des Fénélon übersetzt, ein anderer war bis Wien gereist und wußte den Kindern viel von seinen Fahrten zu erzählen. Im Jahre 1873 gaben die Eltern das Anwesen in Büdesheim auf und zogen nach Bingen. So gering der Wechsel der Umgebung scheinbar war, so wurde er doch für den offenen Sinn des Knaben von größter Bedeutung. Statt des Dorfes umgab ihn eine Stadt von tausendjähriger Erinnerung: man kannte hier die Orte, wo die Römer die Gallier geschlagen, wo Heinrich V. seinen Vater gefangengenommen, wo die Mordbrenner Ludwigs XIV. gewütet hatten. Trümmer und Werke aus jenen Zeiten standen noch: die Drususbrücke, über welche zwei alte Römerstraßen nach Westen und Norden führten, die eine über den Hunsrück nach Trier, die andere an den Ufern entlang nach Köln, die Burg Klopp auf den Grundmauern eines römischen Kastells, zwei gotische Kirchen aus dem mittleren Alter und die Rochuskapelle über der Stadt mit einem von Goethe gestifteten Bildwerk. Diese alten Bauten und Mauern, von Legenden und Sagen umwittert, stehen in einer Landschaft von unvergleichlichem Reiz: es ist zugleich die heiterste und gefahrvollste Stelle des Rheines; der Strom nimmt hier seinen Lauf nach Norden wieder auf, stößt aufbrausend durch den schroffen, grauen Felsenstoß, der das Tal verriegelt, und scheint dem nächtlichen Beschauer an der steinernen Wand im Abgrund zu versinken. Aber vor den Strudeln und Schnellen dehnt er sich weit zwischen heiteren Hügeln, Orte von gutem Klang reihen sich dicht an seinen Ufern, die winkligen Gevierte der Weingärten schieben sich über ihnen von Fläche zu Fläche bis zu den waldigen Kuppen, die Sommersonne brütet heißer in diesem Tal als irgendsonst im deutschen Land, und die edelsten Weine der Erde gedeihen hier. Am Knie des Rheines, wo die Nahe sich vor der Enge in den Strom ergießt, liegt Bingen, einst eine bedeutende freie Reichsstadt, damals eine kleinbürgerliche Stadt, in der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

beim Aufschwung des rheinischen Wirtschaftslebens nach dem Deutsch-Französischen Kriege sich eben ein neuer Handelsgeist zu regen begann. Der Vater des Dichters war dort Weingutsbesitzer und betrieb, wie viele der angesehenen Bürger, zugleich den Weinhandel. Er ließ seinen Sohn Stefan zunächst in einer Privatschule, dann in der Realschule des Ortes unterrichten.

Den Knaben fesselten vor allem die fremden Sprachen, und neben den alten und neueren, welche die Schule lehrte, suchte er sich aus eigenem Antrieb der italienischen zu bemächtigen. Die ersten poetischen Versuche machte er schon im achten und neunten Lebensjahre, und die Ränder seiner Schreibhefte waren mit jugendlichen Versen beschrieben. Aber die gewohnten Formen der Muttersprache genügten schon damals dem dunklen Drängen nicht, das auf dem Grunde dieser jungen Seele rege wurde: ein Etwas wollte laut werden und Wort gewinnen, das noch unausdrückbar war, und so erfand er sich in dumpfgefühlter Not und knabenhaftem Stolz eine eigene Sprache ohne Anlehnung an ein bekanntes Idiom mit vollklingenden Silben, die wenigstens im Tone sagen sollte, was ihn innerst bewegte. Er arbeitete Grammatik und Wortschatz für diese Sprache aus, deren sich der jugendliche Kreis der Eingeweihten, der „Imri", in ihren geheimen Erzeugnissen bediente:

Schon als die ersten kühnen wünsche kamen
In einem seltnen reiche ernst und einsam
Erfand er für die dinge eigne namen. —

Die neue Sprache, von der das Gedicht „Ursprünge" im SIEBENTEN RING uns ein Fragment bewahrt hat, läßt mit fast unheimlicher Deutlichkeit auf dieser frühen Lebensstufe die mitgeborene Dichterkraft des Kindes aufleuchten, sie ist das magische Mittel, mit dem die ihrer selbst noch unbewußte Seele ihr Schicksal vordeutet und ihr künftiges Verhältnis zur Welt bestimmt: das neue Wort wird das Zauberband zwischen ihr und der Welt sein. Sie bedurfte seiner in dem verborgenen Reiche der Träume, die der Knabe, fern von den Spielen seiner kindlichen Gefährten, im einsamen Dickicht der Stromgebüsche spann, und die sich so tief in sein Inneres brannten, daß sie dem Dichter auch später die Urbilder des reinsten dichtesten Lebens blieben. Denn was einmal in diese Seele fiel, blieb unverlorener Keim und stieg an seinem Tage aus der dunkelsten Wurzel der Erinnerung wieder ins helle Bewußtsein, aus dem Traum ins Lied. So ruft das schlafende Kind der „Juli-Schwermut" ein Gedenken des frühesten Kindesalters auf, aber von jener brennenden Deutlichkeit der Dinge und des Ortes, der reifen Ernteäcker hinter dem glühenden Scharlachberg, wie sie nur eine Selbsterfahrung spiegeln kann. So klingt durch alle Stu-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

fen der Dichtung der frühste Traum wieder auf, dem noch der STERN DES BUNDES zu folgen befiehlt: der Traum des jugendlichen Königtums, in dem der kindliche Herrscher zur eigenen Sprache sich auch den Raum zur eignen Tat, sein Volk und seinen Staat ersann. Neben diesem Leben der Spiele und Träume beschäftigte noch ein andres den Knaben. Der Sinn für das Ergreifen einer bestimmten Wirklichkeit trieb ihn früh zur Erlernung handlicher Fertigkeiten, die sein offenes Auge auf allen Plätzen und Straßen der Stadt vom Morgen bis zum Abend üben sah. Die Kenntnis des Acker- und Weinbaues, die Teilnahme an Lese und Kelterung, die Beobachtung des Hafengetriebes und der Schiffahrt waren selbstverständlich für den Sohn des Rheingaues und der Handelsstadt. Das feste, aus buntem Rotsandstein erbaute Haus der Eltern lag mit seinem Vorgarten am breiten Nahekai, mit seinem Hoftor an der schmalen Hinteren Grube kurz vor der Mündung der Nahe in den Rhein. Ringsum spielte sich der Betrieb der Märkte, der Stapelplätze wie der Gewerbe des kleinbürgerlichen Handwerkes ab, und was der Schuster und Buchbinder, Steinmetz und Gerber, Holzhändler und Fischer trieb, brauchte der Knabe nicht aus Büchern zu lernen. Er lebte unter ihnen, die Kinder der Handwerker und Kaufleute waren seine Schul- und Spielgefährten, und viele Bilder seines Sprachschatzes zeugen von der fruchtbaren Nähe dieser urtümlichen Umwelt. Er begnügte sich auch nicht mit dem Sehen und Wissen, sondern bis zum zwölften Jahre und in den Ferien, die er später zu Hause verbrachte, eignete er sich dieses oder jenes von den Urberufen handlich an, und beherrschte zum Beispiel die Buchbindekunst wie ein gelernter Geselle.

So wuchs er im geraden Gegensatze zur theoretisch-literarischen Erziehung eines Bürgerkindes der großen Stadt mitten im tätigen Treiben der an Brauch und Herkommen noch enggebundenen Rheinstadt auf, in welche die zersetzenden Mechanisierungen noch nicht eingedrungen waren, in der noch das handwerkliche Können, das Gefühl für das Gemeinschaftliche des Standes, die alte Sitte und der alte Glaube die unbewußte Grundlage bildeten. Dabei fehlte das Regsame und der Blick in die Weite keineswegs. Denn trotz der Beschränktheit seiner räumlichen Ausdehnung war Bingen doch Schnitt- und Haltpunkt der großen Verkehrsstraßen zu Wasser und zu Land für all die zahlreichen Reisenden des In- und Auslandes, die Handel, Schaulust oder Forschung täglich in diese gesegneten Täler führte. Ein steter Durchgang von internationaler Welt, das Kommen und Gehen von Schiffen aller nördlichen Länder, besonders der täglich erscheinenden Holländer, gab den Bürgern der kleinen Stadt einen Weitblick, der auch in größeren Städten einer tieferen Festlandslage damals nicht zu erlangen war. Auch waren sie von Natur von offenem, teilnehmendem Wesen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aufnahmefähig für das Fremde, und im Heimischen ohne die Schroffen der gesellschaftlichen Ränge, von jener freien und leichtlebigen Art, von jenem Leben und Lebenlassen, wie sie nur das katholische Weinland erzeugt, und jener Freude am schönen und heiteren Genuß, der sie eher den westlichen und südlichen, als östlicheren Ländern geneigt sein ließ. Um geistige Erscheinungen freilich, gleichgültig, ob sie Paris oder Berlin erzeugte, kümmerte man sich herzlich wenig. Im elterlichen Hause Georges wußte man nichts von Literatur, und die Pflege der Dichtung überließ man wie üblich der Schule. Was Geist und Seele an Nahrung forderten, gewährte jener heiter-ernste katholische Glaube, wie ihn das Rheinland so lange bewahrte. Wenn er nicht mehr alle menschlichen Ordnungen regelte, so bestimmte er doch für die Frommen — und zu ihnen gehörte die Mutter des Dichters — das Verhältnis von Himmel und Erde, von Seele zu Seele; er hatte Heilmittel für alle Leiden, Tröstungen für alle Trübnis, die Forderungen seines Gottesdienstes bestimmten noch Tag und Woche, und die Reihe seiner farbigen Feste gab den Zeiten des Jahres ihren welthaltigen Sinn und wechselnden Glanz. Ja, die Kirche hatte noch tiefere Einflüsse zu übermitteln als die tägliche Bindung an den Dienst Gottes und die zeitliche Eingliederung in ihre schöne und große Überlieferung, durch die sie jedem ihrer Kinder das sichere Stolzgefühl der Zugehörigkeit zum größten und ältesten Verband verlieh: sie hatte vom Anfang bis zum Ende des Lebens die heiligen Weihen zu vergeben, deren Kräfte durch eine ununterbrochene Übertragung von Gewalt und Gnade auf den göttlichen Urquell aller christlichen Kraft zurückreichten. George hat uns selbst im KINDLICHEN KALENDER die Kunde von dem tiefen Eindruck aufbewahrt, den das kirchliche Jahr mit seinen Festen und Begehungen in der Seele des Knaben hinterließ. Dazu hatten Kirche und Reich, die großen Doppelgewalten, gerade am Rheine einen ungeheuren Schatz von heiligen und ruhmreichen Erinnerungen aufgehäuft. In Bingen selbst erinnerte der Rupertsberg an die Blumenträume des knabenhaften Pilgers, Herzog Rupert, an Hildegard die weiseste deutsche Frau, die über der Stadt gewohnt hatte; Kirchen und Klöster an den Ufern ringsum sprachen von Scharen heiliger Männer und Frauen, die Trümmer der Kaiserpfalzen in Ingelheim und Lorsch von den ersten karolingischen Gründern, die Dome von Mainz, Worms und Speier von den Schicksalen der Salier und Staufer, der erdüberschattenden deutschen Geschlechter unserer größten Zeit.

So mit den Weihen versehen, in großer Überlieferung und glücklicher Umgebung, unter schönem Spiel und ernstem Traum, auf die Übung von Hand und Auge, und schon die Erlernung dessen bedacht, was ihm das

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wesentliche Mittel seines Wirkens werden sollte, der Sprachen nämlich, verlebte Stefan George die Knabenzeit in Bingen bis zum Beginn des vierzehnten Jahres. Dann schickte sein Vater ihn nach Darmstadt auf das altberühmte Ludwig-Georg-Gymnasium, wo er im Herbst des Jahres 1881 aufgenommen und die nächsten sieben Jahre in allen Fächern der humanistischen Bildung unterrichtet wurde.

Er lebte also in den Jahren, in denen der Blick sich langsam nach außen zu richten beginnt, in der Hauptstadt des Großherzogtums Hessen, das mit der Neugestaltung Europas im Wiener Kongreß unter den deutschen Mittelstaaten eine besondere Stellung eingenommen hatte: Hessen war die Brücke gewesen, auf der sich Nord- und Süddeutschland einander genähert hatten; ein Hesse, Friedrich von Motz, hatte als preußischer Finanzminister zuerst die Zollverbindung zwischen Preußen und Hessen, dann zwischen den nord- und süddeutschen Staaten herbeigeführt, und zwar mit der bewußten weitausschauenden Absicht, das zerrissene und an allen Gliedern gelähmte Deutschland zu einem einheitlichen Wirtschaftskörper gegen das ausbeuterische Ausland zu einigen, so dem Werke Bismarcks die wichtigste Grundlage schaffend. Auch in der Einheitsbewegung des Jahres 1848 hatten Männer aus dem hessischen Stamme, wie Max und Heinrich von Gagern, an der Spitze gestanden, und wenn der Bruderkrieg des Jahres 1866 es notwendig auf der Seite der Süddeutschen gesehen hatte, so war doch Hessen-Darmstadt einer der ersten Staaten, der fünf Jahre später die Einigung der Deutschen unter preußischer Führung mitbetrieb, und auch im neuen Reiche eine engere Verwaltungseinheit mit dem Norden einging. Die nähere Umgebung Darmstadts mit ihren Sandflächen und Kiefernwäldern erinnert nicht wenig an die Mark Brandenburg, und das Haus Brabant hatte hier schon seit dem 18. Jahrhundert den gleichen Nachdruck wie die Hohenzollern in Preußen auf den militärischen Aufbau des Staates gelegt und eine Liebe zu soldatischer Zucht gepflegt, die in den kriegerischen Eigenschaften des Hessenvolkes ihre natürliche Grundlage fand. Der Militär- und Beamtenstaat hatte der Residenzstadt Darmstadt ihren weiten Aufbau gegeben, aber ihr fehlte die Regsamkeit der südlichen Handelsstädte ebenso wie die industrielle Betriebsamkeit vieler preußischer Städte, und sie machte damals wie heute noch den Eindruck einer ungewöhnlich stillen, fast verschlafenen Stadt mit allzugroßen Schloßbauten und weiten menschenleeren Straßen und Plätzen. Aber für den Vater Georges war gerade die ruhige Wohlanständigkeit dieser Stadt entscheidend bei der Wahl der Schule für seinen Sohn gewesen; das leichtfertige Mainz war zu nahe, Frankfurt zu groß und schon außerhalb der hessischen Grenzen gelegen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Es waren also mehr stillwirkende als übermächtige Eindrücke, die der Schüler von Darmstadt empfing. Das Aufwachsen in der ländlichen Mittelstadt am Rhein und das früherworbene Wissen um das tätige Leben des Tages gaben ihm eher ein sicheres Ferngefühl zur Lebensart der steifen Militär- und Beamtenstadt, in der sich Bürgertum und Staatsbeamtentum wie zwei getrennte Welten gegenüberstanden. Sie erschien dem heiteren und selbstbewußten Rheinfranken stets ein wenig unfrei und trocken, und er fühlte deutlich den Unterschied einer Lebenshaltung, die von dem etwas dicklich gewordenen Imperativ der Pflicht geregelt wurde, gegen die unbekümmerte Lebensfreude seines Heimatgaues. Was aber Bingen am wenigsten gewährte, eine Verbindung mit den geistigen Bereichen der Dichtung und Musik, bot ihm die Hofstadt in um so reichlicherem Maße. Das Großherzogliche Theater war von gutem Rufe und konnte, mitten in einem Kreise großer rühriger Städte gelegen, seine Kräfte von allen Seiten aufs beste ergänzen. Die Schüler des Gymnasiums waren seine regelmäßigen Besucher, und George hat hier in den empfänglichsten Jahren nicht nur unsere Klassiker und Shakespeare, sondern auch die Opern Wagners und anderer Komponisten in guter Darbietung gesehen — selbst moderne Stücke wurden gelegentlich aufgeführt. Bot die Umgebung der Stadt nicht viele Reize, so führte doch jede Wanderung bald in eine Landschaft, welche der heimischen an strenger Schönheit nicht ganz vergleichbar war, aber dieselben Merkmale üppiger Fruchtbarkeit und tausendjährigen reichen Lebens trug: vor allem im Süden längs der Eichen- und Buchenhöhen des Odenwaldes die Bergstraße, deren mit Wein- und Mohngärten, Mandel-, Kirsch-, Kastanien- und Nußbäumen übersäete Hügel und Ebenen keinem lombardischen Frühling zu weichen brauchen.

Die Schule bot ihm nicht mehr und nicht weniger als damals die meisten unserer humanistischen Gymnasien: ein neues Leben war noch nicht geweckt, die guten Überlieferungen zerfielen langsam, und die Art des Unterrichts erregte in ihm wie in allen reicheren Naturen mehr Widerstände als Liebe. Auf die leicht wegwerfende Weise, welche diese Lebensstufe liebt, suchte er sich dieses Gegensatzes zu erwehren und machte satirisch-epigrammatische Verse auf seine Umgebung. Auch eine vollständig ausgeführte Verserzählung aus dieser Zeit ist noch erhalten geblieben. Erst mit dem seelischen Durchbruch des Jahres 1886, der den knabenhaften Zwiespalt mehr mit sich selbst als mit der Umwelt aufhob, erwachte das Lyrische der Frühzeit wieder, und mit den ersten Gedichten dieses Jahres begann die ununterbrochene Reihe seiner dichterischen Erzeugnisse. Die fünfzehn Jahre später veröffentlichte FIBEL hat uns eine Anzahl früher Verse aus den Jahren 1886 und 1887 aufbewahrt, von denen der Dichter in

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Vorrede sagt, daß seine Freunde und Verehrer, die, den Druck betreibend, auf eine schöne Offenbarung warteten, vielleicht mit einer Enttäuschung belohnt würden: „Sie werden das für die Zukunft Bedeutsame — sofern es nicht aus persönlichen Gründen oder als zu unfertig ausgeschieden ist — gar oft verhüllt und verflüchtigt vorfinden, und sie bedenken zu wenig, daß die Jugend gerade die seltensten Dinge, die sie fühlt und denkt, noch verschweigt. Wir, die Dichter, aber erkennen uns in diesen Erstlingen wieder und möchten sie unter unsre besondere Obhut nehmen, wir sehen in ihnen die ungestalten Puppen, aus denen später die Falter leuchtender Gesänge fliegen, und lassen uns gern durch sie erinnern an die Zeit unserer reinsten Begeisterung und unserer vollen Blühwilligkeit." Darüber hinaus sprechen die „Geleitverse" und die Gedichte selbst vom Schmerz des ersten dumpfen Bildnerwillens: wie der reifende Knabe früh am Widerspruch zwischen großgefühltem inneren Bild und dem Unvermögen litt, es sprachlich zu fügen. Was er als Verwunschener im Zaubergarten der Träume vor sich sah, klang dem Enttäuschten in der dichterischen Fügung noch als WEISEN DÜRFTIG UND GEWOHN.

Und doch verraten diese stammelnden und schüchternen Versuche der Frühzeit bei aller Bindung am Überlieferten zuweilen schon einen eigenen Ton: die Ausdrucksweise ist vielfach herkömmlich, aber nirgends nur nachempfunden oder als Nachahmung eines bestimmten Dichters anzusprechen. Ihre Inhalte entsprechen ganz der Altersstufe: erweckende und enttäuschende Liebe, Kampf zwischen Vernunft und Liebe, oder Ruhm und Liebe, Zwiespalt zwischen Streben und Können, Todnähe und Frohlocken, Frühling und Winter. Vom christlichen Glauben tönt kaum noch ein Anklang hinein. Wie jeden Fünfzehnjährigen, der etwas auf sich hält, hat die Kirche auch diesen Frömmsten der Lebenden im gleichen Alter nicht fesseln können, da er die Erfüllung tieferer Sehnsüchte in ihrem Schoße nicht mehr fand. Die Versformen sind schwer, sicher aber weder frühreif, noch allzu gewandt. Hier und da unterscheidet ein herberer Ton sie vom Singsang der damals üblichen Erzeugnisse, und ihre fast immer strenge Formung rückte sie aus jeder Nähe der Tagesschule, die schon damals den festgefügten Vers zu verschmähen begann. Die lateinischen Hymnen der Kirche hatten schon ungewußt dem Knaben eine dichterisch strengere Weise eingepflanzt; seine Beschäftigung mit dem Italienischen, das er auch in Darmstadt an den Werken Petrarcas, Torquato Tassos und anderer Dichter weiterübte, hatte diese Neigung verstärkt, und bevor die allgemeinüblichen deutschen Jugenddichter Schiller, Heine und die Freiheitssänger auf ihn zu wirken begannen, war sein Geist schon durch jene strengeren Formen gebildet worden und blieb dadurch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

vor dem Einfluß noch leichterer Epigonenschulen der genannten Dichter bewahrt. Deutschland war damals ohne geistige Bildungseinheit, und nicht mehr durch eine künstlerische Übereinkunft, wie sie der junge Goethe noch im Rokoko gefunden hatte, bestimmt, es war ohne eine lebende Dichtergestalt, höchstens in Heyse lebte, mehr fast in Anspruch und Haltung als in Werk und Sein, ein schattenhaftes Abbild dessen, was den Deutschen noch ein halbes Jahrhundert früher die edelste Erscheinung geistigen Menschtums gewesen war: des Dichters. Die Jugend, welche der Gestalt eines Lebenden zum Führer und Vorbild bedarf, suchte daher im Ausland, was sie im eigenen Lande nicht fand, und sah unter anderem auch in dem Norweger Henrik Ibsen den Erneuerer der dramatischen Kunst und den Verteidiger eines neuen Lebenswillens. In jenen Jahren waren erst seine Gesellschaftsstücke ins Deutsche übertragen worden, und George erlernte, um sich dieses Dichters ganz bemächtigen zu können, das Norwegische, las vor allem die frühen historischen Dramen in der Ursprache und übersetzte den „Catilina" vollständig ins Deutsche. Doch fühlte er bald, daß von dort kein Weg für ihn weiterführte. In diese Zeit der Beschäftigung mit dem fremden Dramatiker fallen auch einige Pläne und Entwürfe zu eigenen Dramen, von denen nur wenige kurze Auftritte aus „Manuel" später veröffentlicht wurden (Bl. I, 3) — die „Umschreibungen zum Manuel" gehören schon einer späteren Stufe an. Das Gedicht „Manuel und Menes" im SIEBENTEN RING faßte zwei Jahrzehnte später einen der Gegensätze der ursprünglichen Handlung kurz zusammen, deren Gesamtheit sich etwa als Widerspiel heldischen Tätertums und geistiger Herrschaft begreifen ließe. Es waren die Jahre, in denen bei gewöhnlichen Naturen die Frage nach dem Beruf, bei höheren Naturen die Entscheidung über die Berufung deutlicher, bewußter vor die Seele tritt, wo Fähigkeiten, Neigungen und Kräfte zum ersten Male vor den Gerichtshof des eigenen Urteils treten und einen Spruch verlangen. Die gewöhnlichen Naturen lösen die Frage durch eine Wahl, welche hervorstechende Neigung, Umgebung oder Zufall bedingen, den höheren hilft zur Entscheidung nur ein Horchen auf die innere Stimme, ein Warten auf das Gebot des stärksten Dranges, ein leises tastendes Fußrichten auf das dunkelgefühlte Ziel. Wenn Menes vom Willen beseelt war, die Welt durch Taten umzuwandeln, so glühte in Manuel der Trieb, Mensch und Erde im geistigen Werke umzubilden. Beide waren e i n e Seele und haben in e i n e m Atem ihr Doppelwesen ausgeströmt, aber dem jugendlichen Dichter mußten sie als zwiespältige Pole erscheinen, für deren einen nur die Entscheidung fallen durfte. Er fühlte schon die Not einer Schicksalsfrage, deren Lösung den Einsatz seines ganzen Daseins erfordern sollte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Während der Schüler George den Verkehr in bürgerlichen Häusern, auch seiner Verwandten in Darmstadt, mied, suchte er früh nach Mitfühlenden und Gleichgesinnten für das, was ihn innerlich bewegte. Er fand freilich auf der Schule in Darmstadt so wenig wie in Bingen die ersehnten Gefährten, und in seiner Erinnerung lebt nur der schöne, früh verstorbene Sohn des Hofmarschalls als einer, der ihn tiefer anzog. Unter den Schulgenossen herrschte eher ein reges als stumpfes literarisches Treiben, und es gab Zirkel, in denen man gemeinsam Goethe las. Aber da sich ihre eigene Erzeugung nur in satirischen Glossen über Mitschüler bewegte, hielten sie George nicht lange. In den letzten Schuljahren schlossen sich unter dem Eindruck des schon ausschwingenden Kulturkampfes die Katholiken des Gymnasiums enger zusammen, um unter Georges Führung ernstere Formen der Dichtung zu pflegen. Diese Freunde sammelten ihre Erzeugnisse in einem geschriebenen Heft, das sie „Rosen und Disteln" nannten und für einen weiteren Kreis von Kameraden vervielfältigten. Die Mitglieder dieser Schülerzeitschrift — sie erlebte nur eine Nummer — haben den Dichter noch einige Jahre begleitet, und einige der Beiträge wurden später in den Blättern für die Kunst (I, 5) und in der FIBEL als Beispiele guter formaler Haltung in diesen Schülergedichten veröffentlicht.

Am 13. März 1888 verließ Stefan George mit dem Zeugnis der Reife das Gymnasium zu Darmstadt und kehrte zunächst nach Bingen zurück. Der Vater hatte mit klarem Blick die besondere Artung seines ersten Sohnes erkannt, und während der zweite sich einem geschäftlichen Beruf widmen mußte, ließ er jenem die volle Freiheit in der Wahl seines Weges. George entschied sich seiner Neigung nach für ein Studium der fremden Sprachen und beschloß, sogleich nach England zu gehen. Die kleinbürgerliche Welt von Bingen und Darmstadt war ihm schon zum unerträglichen Zwang geworden; er wäre in solcher Enge zugrunde gegangen oder hätte seine Kraft in Torheiten entladen müssen, die sie ins Sinnlose versprüht hätten. Er reiste den Rhein hinab über Holland nach London, der größten Hauptstadt der Erde, und tat damit den ersten Schritt auf einer Wanderung, die ihn nach kurzen Rasten von Ort zu Ort geführt und bis heute kein Ende gefunden hat.

2. KAPITEL: DIE REISEN IM AUSLAND

IN London fand der Neunzehnjährige die geeignete Lebensluft für seine inneren Spannungen: ein weites Weltgefühl, getragen von großen staatlichen Aufgaben und Zielen, eine alte, sorgsam die Überlieferungen wahrende Bildungseinheit, eine festgeformte Lebenshaltung aller Schichten der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

GEBURTSHAUS GEORGES

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bevölkerung, eine vornehme Gesittung im Verkehr der Menschen untereinander — Gegebenheiten, die im öffentlichen Leben des Deutschland jener Jahre nicht mehr zu finden oder kaum erst im Entstehen begriffen waren. Denn die guten Überlieferungen waren bei uns in ihrem früheren Bestande gefährdet oder hatten sich, unfruchtbar für das Wachstum der Jugend, in wenige abgesperrte Gesellschaftskreise zurückgezogen, und die neuen, aus der Reichseinheit erwachsenen Ansprüche schossen einseitig ins Wirtschaftliche oder Militärische: sie haben die deutsche Bildungseinheit eher zerrissen als gefördert. In England — die tiefen Brüche des Gefüges waren noch nicht spürbar — gaben Überlieferung und Zeitgeltung dem Einzelnen wie dem Gesamten ein festes Gepräge und erzeugten jenen unbeirrbaren Stolz, die selbstbewußte Ruhe, den hohen Anspruch ohne Wallung und Auftrumpf, die wir dem Inselreich und seinen Bewohnern damals neideten. George ergriff mit Eifer diese neue Form des Lebens, das Bestreben, sie sich anzueignen, das Studium der englischen Sprache, die in dem befreundeten Hause, wo er Aufnahme gefunden hatte, fast ausschließlich gesprochen wurde, und die Betrachtung der reichen Kunstschätze der Stadt genügten vollauf, um die jungen Kräfte während der Monate seines Aufenthaltes ganz zu beschäftigen. Die Zeit, Bekanntschaften in der geistigen Welt zu suchen, war für den neunzehnjährigen Neuling noch nicht gekommen; aber ein Jugendfreund, der sich in London angesiedelt hatte, erleichterte ihm den Blick in manche Dinge, und er verließ London als ein völlig andrer: mit einer festgefügten Selbstgewißheit, einem sicheren Maß für das persönliche Verhalten Menschen und Dingen gegenüber und einem klar geöffneten Blick in die Weite der großen Welt.

— dort in andrer luft und andrem land
Entdeckt ich als ein andres fluß und flur.
Ich sah die hellen und die bleichen himmel
Die wälder gaukelten mir bilder vor
Und aus dem duft der morgendlichen wiesen
Aus ferne winkenden gekrönten mauern
Und aus der menschen schritten und gebahren
Und ihrer sänge rätselvollem sehnen
Erhoben sich mir unbekannte welten

Die jugendliche Welt des Schülers war in England verweht. Die frühen Gedichte „Von einer Reise“ in der FIBEL lassen schon im Inhalt deutlich ein Befreitsein spüren: die Schulzeit ist vorbei, die Enge der Kirche abgestreift, wenn auch die junge Seele ehrfürchtig vor frommer Handlung bleibt und vom Spott der Freunde über die betenden Mütter verletzt wird. Aber die alten Glocken verwirren und zerren nicht mehr, und auch die Liebe hat ein andres Gesicht: „Das Heilige“ der Frühzeit ist verschwunden, die Lei-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

denschaft ist drängender, nackter, sinnlicher geworden, die Gefühle wechseln zwischen Sturm und Mattheit, dem aufgeweiteten Auge erscheint alle Habe, alles Erreichbare klein, und das Herz sehnt sich aus kleinem Lieben nach der großen Liebe, die Seele nach endlichem Erwachen aus dem „Todesschlaf". In der Sprache deutet sich diese Erregung in freieren Strophenformen, größerer Bewegtheit des metrischen Gefüges, kühneren Bildern und farbigeren Sichten an: die Dinge sind deutlicher geschaut, und die Merkmale der nördlichen Landschaft, welche die Reise berührte, sind in ihrer Besonderheit spürbar, sie erscheinen hier im Gegensatz zur südlichen Stadt und zu leidloser „Wärme, Schönheit und Licht".

Nach einem kurzen Aufenthalt in der Heimat ging George im Herbst des Jahres 1888 in die französische Schweiz nach Montreux. Der Aufenthalt in England hatte seine Kenntnis von Land und Leuten wohl vermehrt, auch seinem äußeren Verhalten zur Umwelt eine Bestimmtheit gegeben, aber dem inneren Drang nach eigener Gestaltung und eigener Welt keine dauernde Entspannung gebracht. Hier, fern vom erregenden Atem der großen Städte und Häfen, an den weichen Ufern des Genfer Sees, überkam ihn ein bedrückendes Gefühl des Alleinseins, und er mied die Menschen dieser gesellig-heiteren Fremdenorte. Erst nach längerem Sträuben ließ er sich in das Landhaus einiger vornehmen Frauen des deutschen Adels führen und wurde von ihnen in einen kleinen Kreis gezogen, den frohe Geselligkeit und Beschäftigung mit der Dichtkunst belebten. Man versuchte gemeinsam kleine Bühnenstücke aufzuführen, und fand den Molièrischen Misanthropen die geeignete Rolle für den ernsten, jungen Deutschen. Der fügte sich leicht in die adlige Welt, und man gewöhnte sich bald, seine eckige Art und bestimmte Haltung als das ihm angemessene Wesen und Recht zu achten. Die heitere Geselligkeit milderte ein wenig sein grüblerisches Sinnen, und die frühe Bekanntschaft mit gallischem Witz und Parisischer Anmut in diesem Hause hat ihm bald hernach den Verkehr in Frankreich selbst erleichtert.

In die Zeit des Aufenthaltes am Genfer See fiel auch seine erste Reise nach Italien. Im Februar 1889 ging er nach Mailand und Turin, das er zur selben Zeit betrat, zu der der erkrankte Nietzsche es verließ. Die beiden Gestirne, das eine niederstürzend, das andere noch verhüllt aufsteigend, kreuzten so ihre Lebensbahnen schicksalhaft am dunklen Himmel des deutschen Geistes, ohne voneinander zu wissen: ein Vorzeichen, daß in Zukunft ihre geistigen Bogen sich im Bereich gemeinsamer Kämpfe und Ziele noch öfter schneiden sollten. George gewann damals noch kein näheres Verhältnis zu Italien, das ihm die norditalienischen Städte nicht in seiner eigentümlichen Artung zeigten. Im Vorfrühling wanderte er an den süd-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lichen Alpenseen entlang in die Schweiz zurück und fuhr im März vom Genfer See zum ersten Male nach Paris, der Stadt, die dem Rufe und der Wirkung nach noch immer die Mitte des gebildeten Europa war, das Herz jenes Frankreich, das vor mehr als sechshundert Jahren die universale Herrschaftsidee des Heiligen Reiches der Deutschen abgelöst hatte durch die universale Idee der europäischen Gesittung, der Zivilisation im höchsten Sinne, und den Anspruch aufrechthielt, ihr gültiger Träger und Bewahrer unter den Völkern der Erde zu sein. Als George in einem kleinen Gasthaus nahe beim Boulevard St. Michel abgestiegen war, lernte er dort am gleichen Tage Albert Saint-Paul kennen. Die fast Gleichaltrigen schlossen sich bald einander an, und durch dieses glückliche Zusammentreffen wurde George auf eine unerwartete und fast wunderbare Weise schnell in die Mitte des geistigen Frankreich jener Tage geführt. Saint-Paul hat uns vierzig Jahre später das Aussehen des jungen Deutschen geschildert, dessen Geleit er so unerwartet wurde: „Seine Stirn wölbte sich trotz des jugendlichen Alters schwer unter dem vollen braungoldnen Haar; das einzige Helle in seinem Gesicht waren die Augen. Diese Augen waren von bleichem Blau wie zwei Türkise. Sie erinnerten an die Augen des Dichters François Coppée, von denen Stéphane Mallarmé sagte: ‚Es sind zwei Edelsteine'." Er fand George zunächst nichts weniger als mitteilsam, eher schüchtern, aber im Louvre vor den Gemälden der frühitalienischen Meister, Giotto, Fra Angelico, Mantegna, taute der Verschlossene auf, und Saint-Paul fand in ihm, was er selber war: eine für die Schönheit offene Seele. George wußte damals kaum etwas von der Artung des französischen Menschen und verstand dabei seine Dichtung nur, soweit eine gute Kenntnis der Sprache sie eröffnen kann. In dem jungen Toulousaner Saint-Paul trat ihm eine Urform des Franzosentums entgegen, ein schöner, dunkler Südländer, der zugleich von tiefer Begeisterung für die Dichtkunst erfüllt war und in einem Kreise Gleichgesinnter nur ihrem Dienste lebte. Im Verkehr mit ihm lernte er langsam dieses Volk begreifen: seine für uns so schwer erfaßbare Einheit von hellem Aufflammen und kühler Verständigkeit, von Beweglichkeit und Enge, Rachsucht und Höflichkeit, Verzagen und Aufschnellen, und durch den Anteil am persönlichen Leben drang er schneller und tiefer in die fremde Dichtung ein, als er durch ein langes Studium an der Sorbonne vermocht hätte. Tag für Tag war er mit Saint-Paul zusammen, und jeden Morgen las dieser ihm einige Stunden aus den Werken des französischen Schrifttums vor, von der Frühzeit beginnend bis zu den jüngsten, noch lebenden Dichtern, und dies mit einer Stimme, die selbst in dem anspruchsvollen Pariser Dichterkreise als eine der besten und schönsten zum Hersagen galt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bald wurde George mit diesem Kreise bekannt. Es war die berühmte „Plejade der Symbolisten", welche damals im Gegensatz zur parnassischen und realistischen Dichtkunst, der für Frankreich so kennzeichnenden Einheit des 19. Jahrhunderts, standen. Baudelaire war ihr allverehrter Ahnherr, Paul Verlaine stand auf der Grenze der alten und neuen Schule, Stéphane Mallarmé führte die Jungen, die mit ihm für ihre neue Fühlweise neue Formen des Ausdrucks suchten und den Angriff der Romantik gegen den typischen Stil und den typischen Vers der Jahrhunderte erneuerten. An die Stelle der erzählenden und lehrhaften Dichtungsweise wollten sie die dichte, kurze Zusammenballung möglichst reicher Sinnträger im Vers: er sollte mehr Geheimnis, mehr Traum, mehr Musik erhalten. Sie sahen das Leben nicht mehr als eine Sammlung von „documents humains", als eine banale Folge von Tatsachen, sondern als einen „magisch geordneten Vorgang an, in dem jede Gebärde ein Sinnbild bezeichnet". Nur eine Traumkunst mit allen Fähigkeiten feiner Abschattungen, nur die trunkne Eingebung und das freie Spiel der Seelenkräfte konnten nach ihrem Glauben zum schöpferischen Lebensquell vordringen, zu dem die hemmenden Gesetzlichkeiten bisher den Zugang verwehrt hatten. Der alte Kampf des französischen Geistes gegen die eigene Überspannung des Intellekts hatte sich in den jungen Dichtern zu neuer Bewußtheit erhoben, und im zartesten Punkte des nationalen Lebens, in der Sprache, suchten sie Rettung für die verschütteten oder gehemmten Kräfte. In diesem Kreise lernte George neben den schon genannten Meistern Villiers de l'Isle-Adam, Henri de Régnier, Francis Viélé-Griffin, Achille Delaroche, den Belgier Albert Mokkel, den französisierten Athener Jean Moréas, den Amerikaner Stuart Merrill und andere kennen; hier hörte er von den Toten Poe, Baudelaire, dem verschollenen Rimbaud, und von den Lebenden Puvis de Chavannes, Rodin, Seurat, Cézanne, Gauguin und andre bald gerühmte Namen preisen. Es war ein Lebenskreis von Künstlern, der das Lateinische Viertel gerade um die Jahre 1889 und 1890 mit einer neuen geistigen Spannung geladen hatte[1]). Es war die Zeit der Gründung oder Blüte der Zeitschriften La Plume, Le Mercure de France, L'Ermitage und der regelmäßigen Zusammenkünfte der Dichtergruppen im Lateinischen Viertel. Alle Fragen der Kunst wurden dort mit einem jugendlich-heiligen Enthusiasmus behandelt und zugleich das kritische Vermögen in eifernden Gesprächen geschult. Es war der einzige geistige Ort in Europa, wo es eine Gemeinschaft von Dichtern gab, die sich durch einen gemeinsamen Willen zur Vervollkommnung der sprachlichen Form verbunden fühlten, und in jenen Jahren einer entflamm-

[1]) Hier waren auch schon alle Werkkunststückchen ausgestellt die bei uns 30 Jahre später als neueste Mode der Malerei aufkamen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ten Geistigkeit an eine Erneuerung der Künste in Frankreich, ja in Europa, durch die Kraft ihrer Werke und Ideen glaubten. Saint-Paul und Mockel erkannten in dem jungen Deutschen, der schon damals nach ihren Erinnerungen seine gewinnende Offenheit durch einen treffenden Spott, seine warmherzigen Ereiferungen durch ein frühgereiftes Urteil mäßigte, der das heitere Lachen der gesunden Jugend hatte, aber nur mit nachdrücklichem Ernst von der Kunst und Schönheit sprach, den zukünftigen Dichter, als sie von ihm noch keinen eigenen Vers, nur einige Übertragungen von Baudelaire kannten. Aber er besaß nach Mockels Worten jene Uneigennützigkeit, Glut und Ehrung der Schönheit, die nötig war, um zu Mallarmé zugelassen zu werden. Sie rühmten ihn vor diesem als den jungen Goethe, „den Goethe vor Werther", und Baudelaireübersetzer, und George nahm eine Weile an jenen Dienstagabenden bei Mallarmé teil, in dessen enger Stube nur zwölf Platz fanden, und oft vor der Tür schon andere warteten, um nach dem Aufbruch der ersten den verehrten Meister sprechen zu können. Fand Verlaine sich einmal ein, so war es ein seltsames Bild, wenn die beiden Führer am Kamin lehnten: Mallarmé, der graziöse Franzose, mit einem kleinen Einschlag der jüngsten Londoner Mode gekleidet, der halb zerlumpte Verlaine mit einem Sokrateskopf, buckliger Stirn, platter Nase und schwülstigen Lippen, die ein faunisches Lächeln umspielte, jener von einer überaus gewählten Form der Rede, die vom hellen Scharfsinn bis zum dunklen Tiefsinn fast immer um künstlerische Mache ging, dieser bei kindlicher Gutmütigkeit von einem lässigen, giftgetränkten Zynismus der Erzählung, die oft um das eigne Leben spielte, um jene „fast keusche Odyssee" mit Rimbaud, durch die Verlaine das seltsame Gemisch von Dichter und Trinker wurde, als den George ihn damals kennen lernte: der Halbverkommene, wenn er im verschlissenen Rock auf dem Boulevard St.-Michel dahinschlich, schon eine mythische Figur, vom Schicksal gezeichnet, dem Leid erlegen, langsam verstummend: der verfehmte Dichter.

In dem losen Bund von jungen Männern, in dem die ganze sinnlich-geistige Fülle Frankreichs dem Fremdling aus den feinsten Köpfen und heißesten Herzen zuströmte, verbrachte George den Frühling und Sommer. Wir können uns nach den erinnernden Erzählungen vorstellen, wie die ganze Schar von der Rue de Rome, wo Mallarmé wohnte, durch das nächtliche Paris am Bahnhof St.-Lazare, an der Oper, der Seine, der Sorbonne vorbei zum Luxembourg zog: in eifrigem Wortgefecht über künstlerische Werke und Fragen streitend und lachend, die Gegner verdammend und die Bürger verspottend, wie sie auf dem Boulevard St.-Michel den begegnenden Verlaine vergebens aus seiner schweigenden Verdüsterung zu reißen suchten und ihn am Pantheon seiner Einsamkeit überließen, wie sie zu Hause in der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kleinen Pension der Rue de l'Abbé de l'Epée die Nacht durch weiterplanten: Söhne fast aller Länder Europas, glühend vor Verlangen, ein Hohes zu leisten, am glühendsten der junge Deutsche, der viel horchte und schwieg und noch eine höhere Vorstellung vom Dichtertum in sich trug als jene verehrten Meister und Freunde. „Groß und schlank," so schildert ihn Mockel, „das längliche Gesicht unter einer kurzen Flut von blonden Haaren und von einem fast melancholischen Ausdruck, der durch den lebhaften Glanz der Augen gemäßigt wurde — so wahrte er noch in der Haltung einen Rest von Unschlüssigkeit, die sich bald in vornehme Zurückhaltung wandelte. Eine uneingestandene Schüchternheit wurde bei ihm aufgewogen durch eine schon sehr willensstarke Entschlossenheit. In der Gebärde hatte er die linkische Anmut von zwanzig Jahren, welche die künftige Kraft verrät."

In der Mitte des Jahres 1889 begrub George mit den neuen Freunden den stolzen Villiers, der noch den Kreuzfahreranspruch seiner Vorfahren auf ein Königreich sein Leben durch behauptet hatte; dann verließ er Frankreich auf mehrere Wochen. Die Freundschaft zu drei jungen Mexikanern, die er in Paris kennen lernte, hatte ein frühes Verlangen in ihm nach Erlernung des Spanischen wiedergeweckt, und nachdem er sich der Sprache bemächtigt hatte, brach er im Spätsommer allein nach Spanien auf[1]). Dort überkam ihn das seltsame Gefühl des Wiedersehens mit einer längst entschwundenen Heimat: das Andenken an eine längst verschollene Herrschaft wuchs mit jedem Schritte, den er in das unbekannte Land tat, und verdichtete sich im „Inselgarten" zu Aranjuez zu jenem deutlichen Wiedererkennen, das später in den PILGERFAHRTEN und HÄNGENDEN GÄRTEN dichterische Gestalt gewann. Suchten damals die noch gestaltlos flutenden Kräfte dieser mächtigen Seele einen festen Grund im Spiegel eines vergangenen Daseins, um nicht fessellos in den eigenen Wirbeln umgetrieben zu werden? Erkannte sie das Dunkel-Ersehnte eines herrscherlichen Lebens im Traum einer früheren Wirklichkeit? Oder tauchte tatsächlich aus uraltem Bluterbe ein verborgenes Ehmals auf, dessen Grund uns nicht faßbar ist? Wir wissen es nicht, aber müssen dem Dichter glauben, daß hier in Spanien ein unheimlicher Tiefenraum der Erinnerung in ihm aufbrach und WANDEL DER SEELE GESCHAH. Vor allem im Herzen Spaniens, um Madrid und Toledo, rief die harte, fast unerbittliche Strenge der Landschaft mit den finsterstolzen Königsschlössern gewaltige Bilder einer königlichen Einsamkeit und unnahbaren Größe in ihm wach.

[1]) Saint-Paul irrt in seiner Erinnerung, wenn er meint, George habe die Reise in seiner Begleitung gemacht. — Auch die von Mockel oben angeführte Blondheit der Haare beruht auf einem Irrtum der Erinnerung.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Er wandte sich von dort noch weiter südlich zu den Ufern des Segura nach Murcia, dem letzten Herrschersitz der Mauren, und da ihn die einstige Verbindung des gotischen und maurischen Geistes beschäftigte, die noch in der Baukunst und in Resten des völkischen Lebens sichtbar war, lockte es ihn, dem Ursprung dieser seltsamen Mischung im mohammedanischen Norden Afrikas nachzugehen, doch ein Zufall verhinderte die Überfahrt und er kehrte nach Paris zurück.

3. KAPITEL: DER ERSTE GEFÄHRTE UND DAS ERSTE WERK

ZU Beginn des Winterhalbjahres 1889 reiste George nach Berlin, um an der Friedrich-Wilhelms-Universität die Vorlesungen über Sprach- und Literaturkunde zu hören. Er fand auch dort keinen Lehrer, dem er sich näher hätte anschließen mögen, aber ein freundlicher Zufall führte ihm in den ersten Tagen seines Aufenthaltes in der fremden Stadt seine jungen mexikanischen Freunde wieder in den Weg. Mit ihnen verlebte er einige Monate herzlicher Freundschaft. Sie durchstreiften gemeinsam die große Stadt und lernten auf weiteren Wanderungen die kargen Reize des märkischen Landes kennen. Am liebsten war ihnen Potsdam, wo noch der Geist und das bitterstolze Gedächtnis des großen Königs den Park von Sanssouci belebte. Ohne seine Freunde hätte George diese Stätten damals kaum gesucht. Hier im nordöstlichen Deutschland wurde der ganze Reiz der Pariser Dichtergemeinschaft erst quälend lebendig. Der hohen Lautkunst des Westens, der klaren und beschwingten Form ihrer rhythmischen Gefüge, der gepflegten und aufreizenden Melodik ihrer Tonfolgen stand in der Heimat die schwächliche Reimerei der Spätlingsschule oder das eben beginnende zuchtlose Gerede der Naturalisten gegenüber. Die deutsche Sprache schien sich zu verzerren und in leerem Getöne oder häßlichen Zweckformen unterzugehen. Die Unmöglichkeit, in ihr den dichterischen Ausdruck für die Bilder und Klänge zu finden, die ihn erfüllten, drängten George in eine quälende Einsamkeit zurück, aus der die heitere und herzliche Beweglichkeit der Südländer ihn nur äußerlich löste. Ja die vollen wohlklingenden Laute, welche ihm täglich aus den geliebten Mündern entgegenklangen, vermehrten eher das brennende Gefühl der Ohnmacht, weil er die spanische Sprache damals für die schönste und geeignetste hielt, in der gehobene Formgebilde zu schaffen wären und die deutschen Laute peinigten ihn geradezu. Wie er in Frankreich schon französische Verse gemacht hatte, versuchte er sich jetzt in fast allen Sprachen, bis er zuletzt in der übersteigerten Not des inneren Ausdruckswillens auf die ersten jugendlichen Regungen seines sprach-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lichen Schöpfertums zurückgriff und sich eine eigene von jener ersten ganz verschiedene Sprache erfand, die dem inneren Lautgefühl entsprechen sollte. In dieser Lingua Romana, die neben den lateinischen wesentlich spanische Wort- und Klangformen hatte, dichtete George die ZEICHNUNGEN IN GRAU und die LEGENDEN, ohne freilich ihr inneres Tonbild von der Muttersprache trennen zu können, in die sie bald umgeschrieben wurden.

Die Erlebnisse der spanischen Reise waren vorerst noch in eine scheu behütete Heimlichkeit zurückgesunken. Die ZEICHNUNGEN IN GRAU geben eher Kunde von den Kämpfen des leidenschaftlichen Blutes, das nach Gesellung drängt, vom trotzigen Willen einer keuschen Selbstbehauptung und Bewahrung des jungfräulichen Zaubergürtels: besinnliche Augenblicke einer jungen Seele, triebhafte Erschütterungen eines jungen Leibes: Drang nach höherer Erhebung, Zwang eines sinnlichen Bildes, Lust zur Selbstzerstörung, Neugierde nach unerhörten Lastern, aber über allem ein seltsam sicheres Wissen, daß eines bewahrt und nicht in die Triebsphäre gezogen werden darf: das heilige Wort. Selten biegsam, eher spröde und widerstrebend sucht die Sprachform diese Lockungen und Lockerungen zu meistern, sie ist völlig gelöst von jeder bisherigen Überlieferung und Übereinkunft: weder goethisch noch heinisch, weder epigonisch noch naturalistisch, hat weder strenge Metren noch freie Rhythmen. Sie ist fast Prosa, aber von einem inneren Schrittmaß bewegt, ist fast nüchterne Benennung der inneren und äußeren Vorgänge, aber von einem stechenden Brennen durchsetzt, nirgends leichtes Spiel, nirgends zierliche Künstelei noch falscher Schmuck. Wenn etwas darin die Luft von Paris verriete so ist es der Gehalt wie etwa im Gedichte PRIESTER, das man nur dort entstanden denken kann, sonst ist der Einfluß der Symbolisten in diesen Gedichten kaum erkennbar.

Gegenüber den ZEICHNUNGEN IN GRAU neigen die LEGENDEN gradweise einer strengeren Formung zu. Das Gesamtgefüge gliedert sich noch in ungleichen Strofen, das Maß in der ersten und zweiten Legende ist noch ein bewegter vierhebiger Vers mit wechselnden Senkungen und beliebigem stumpfen oder tönenden Schluß. In der dritten Legende dagegen taucht schon der strenge fünffüßige Blankvers auf, der später in der vierzeiligen gereimten Strophe das bevorzugte Maßgebilde Georges werden sollte. Hier ist er noch in freien Gruppen verwendet, reimlos wie überhaupt alle Gedichte der ZEICHNUNGEN und LEGENDEN, aber in dieser Freiheit weder an die frühen Rhythmen Goethes noch die späten Hölderlins gemahnend. Es ist eine besondere nie gehörte und nie wiederkehrende Weise des Dichters, in der er sich vom Früheren löste und noch den eigenen Ton

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nicht fand, in der schon die Worte aus ihrer gewohnten Fügung, ihrem Gemeinplatz gerissen wurden, aber den befreiten noch kein eigener Klang- und Bildraum gegeben werden konnte: es ist ein Schweben und Prüfen, ein Aufbruch-Wagnis, halb zaghaft, halb trotzig, in Sinn und Ton ein Abschiednehmen von alter Welt und zugleich von der eigenen Knabenzeit. Noch schwanken die Gebärden zwischen Stille und wildem Ausbruch, zwischen Verzicht und Begier, geweihtem Bezirk und offenem Sinnenplan: In der ersten Legende ein Zweifel an der Reinheit der Geliebten, der als Frevel, als lieblose Selbstentweihung mit freiwilligem Tode gebüßt wird, in der zweiten mit Waffen- und Liebesweihe der Abschied von der herrischen Einsamkeit und stolzen Selbstgenügung der Knabenzeit, in der dritten Flucht und Aufbruch in die gefährliche Welt aus der Enge und Ruhe überlieferter Heilslehre und toten Wissens, von Führern und Formeln, denen der Jüngling entwachsen ist. Mit dem Willen, für den gewissen Frieden die Bahn ins Ungewisse, für die stillen Freuden Lust und Leid des Kampfes einzutauschen, treibt es ihn auf:

> Der alten toten weisheit zu entraten
> Bis ich die lebende erkannt: der leiber
> Der blumen und der wolken und der wellen.

Die ersten drei Jahrsieben waren vollendet, der Mündiggewordene trat über die Schwelle und begann den eigenen Weg. Die befreundeten Fremdlinge ahnten nichts von der dichterischen Not Georges, sie suchten den Grund seiner Unbefriedigtheit auf einer anderen Seite des Lebens und mühten sich auf alle Weise, ihn für ihre Heimat zu gewinnen: „drüben" habe er größere Möglichkeiten Macht und Reichtum zu erwerben, dort könne ein Mensch seiner Art viel leichter seine Tatkraft entfalten als im engen Deutschland! George hat einen Augenblick geschwankt, aber er hatte sein Ziel schon nach anderem gesteckt als Macht und Reichtum, und schon war eben der deutsche Gefährte an seine Seite getreten, der über die Fremden hinaus eine geistige Gewalt in ihm erkannte: Karl August Klein. George blieb und der heimatliche Frühling gab ihm zum Danke das Höchste, was er begehrte und dessen er bedurfte, um leben zu können: die erste Dichtung eigner Art. Auf einsamen Wanderungen am Schlosse Bellevue fand er Erhörung für seine quälenden Wünsche. Er dichtete dort die ersten der HYMNEN, die noch das besondere Tongepräge aus den Versuchen des Winters tragen, aber ganz aus dem Geist der deutschen Sprache geboren wurden und zugleich ein unerhörtes Neues aus seiner erwachten Seele unserem sprachlichen Erbgut zutrugen: einen Klang, dessen südliche Fülle unser Ohr bisher nur in romanischen Lauten vermutete, ein Schreiten, dessen strenge Getragenheit wir nur aus antiken und katholischen Hymnen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kannten, eine gebändigte Würde, die das leidenschaftliche Leben überherrschte und jedem Neugierblicke über das Kunstwerk hinaus unnahbar den Zugang verwehrte. Daß dies jetzt im ersten Reifejahr geschah, gehört zu den Geheimnissen des Georgischen Lebens, dessen geistige Gezeiten sich mit den Kreisen des Wachstums in unbedingter Einheit zusammenschließen. Nach langsamem herben Knospen war die Zeit der ersten Blüte gekommen, nach scheu bewahrter Haft der fast sprengenden Säfte war der unfindbare Anfang plötzlich da: kein Paulinischer Einbruch von außen, keine jähe Erleuchtung von oben, sondern ein begnadeter Aufbruch des Langerschauten, Keuschgetragenen, eine Weihe, deren Zeichen dem Geweihten die Geburt des Werkes war. Es war auch keine Goethische Entlastung von quälendem Erlebnis und seiner Sühnung in der Werkgestaltung, sondern eine Lösung aus reiner künstlerischer Not, die Gewährung einer neuen Dichtersprache, um das göttliche Sein der Dinge auszudrücken, eines Lobgesanges für die heilige Welt. Die griechischen Lobgesänge auf Götter und Helden waren seit zwei Jahrtausenden verhallt, die Erzeugung der katholischen auf Gott und die Heiligen vor fünfhundert Jahren erloschen und nur ihre matten Abwandlungen noch im Schwange, den protestantischen Choral hatte die Musik aufgesogen, Hölderlins Hymnen lagen unbekannt oder unverstanden in toten Schreinen oder Büchern — und was war Dichtung überhaupt dem Geschlecht der Deutschen um 1890! Und dennoch trotz aller Verhäßlichung der Menschen und ihrer Werke um diese Zeit: waren nicht Himmel und Erde täglich neu, Geschöpfe und Dinge nicht vom gleichen Lichte beseelt und bestrahlt wie vor tausend Tagen, war nicht das Wort unter den Schlacken des verwahrlosten Herdes in seinem innersten Glutkern vom gleichen Zauber zwischen Seele und Stoff wie ehemals in schönerer Zeit? Gewiß war dies so und wird immer sein. Aber es bedarf des göttlich aufgeschlossenen Auges um das Ursprüngliche zu sehen, es bedarf des göttlich begnadeten Mundes, um das Ursprüngliche zu sagen, es bedarf des göttlich gesegneten Menschen, um das Ursprüngliche sichtbar darzustellen und ein Volk ist tot, das ihn nicht mehr aus sich erzeugt. Mit der Geburt der neuen Dichtersprache begann George die Schöpfung einer neuen Menschenwelt: sie beginnt mit der Hymne, dem Lobgesang. Mit dem Lobgesang auf die gewährende Herrin des Gesanges selbst, die dem am heimatlichen Wasser auf die Erhörung Harrenden die Segnung bringt, mit dem Lobgesang auf den Dichter selbst, der inmitten des lockenden Jubels von Pflanze, Tier und Leib sinnversunken und sinnklar zugleich den sich sträubenden Griffel führt, mit dem Lobgesang auf das lösende Geleit der kindlichen Geliebten, auf den sommerlichen Gluttag der großen Stadt, der die brennende Glut des eignen Innern mit rettender

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schwäche lindert, auf den quälenden Zauber der einmal begegneten Schönen, auf das stille Festmahl mit dem Prunk geheimen Wissens und dunkler Erinnerungen, auf Licht und Tod, Strand und Meer, Garten und Bild. Das alles bricht wie langgestaute Wallungen auf, rauschend, klingend, farbig, in immer wechselnden Maßen und dennoch ist nirgends ein nacktes Geschehen weder des inneren noch des äußeren Lebens als solches gegeben, die äußeren Vorgänge wie die inneren Schwingungen sind ganz in die berauschenden Klänge und Bilder und Farben eingegangen, sind nur als Dichtwerk und Dichtwert erkennbar und wirkend. Was den Dichter vom Beginn der zweiten Jahrsieben bis zum Ende des dritten mit dämonischer Unruhe heimgesucht, ihn zu den unwahrscheinlichen Versuchen, sich eigene Sprachen zu schaffen oder in fremden zu dichten, getrieben hatte, der tiefe in der kindlichen Frühzeit quälend bewußte Drang nach einem dichterischen Ausdruck für seine innere Welt hatte in den HYMNEN seine Erfüllung gefunden: Der Genius hatte auf eine unerdenkbare Weise das Mittel gefunden, sein Wesen in lebendiger Sprache auszuwirken, er war deutsche Stimme geworden und es war von nun an eine Frage der Kraft seines Geistes, wie groß der Weltstoff sein würde, den er mit ihr durchdringen und wandeln könnte. Man mag in diesen Gedichten einen letzten Nachklang des Goetheschen Tones, eine Verwandtschaft mit den Romantikern aufspüren, man mag ihnen nachrechnen, daß sie den älteren Franzosen den fehlerlosen Bau des Verses und den strengen Aufbau der Strophe, den jüngeren vor allem die seelischen Abschattungen und musikalischen Tonstufen verdankten, unerklärlich bleibt neben allen Erbschaften und Ähnlichkeiten der geheimnisvolle Zauber der Neubeseelung unserer Sprache, die so noch niemals erfüllte Dichte und Gespanntheit des dichterischen Ausdrucks, die so zum erstenmal geschaffene Verbindung der Heiligung und Trunkenheit des Wortes. Ein anderes Gesetz ist dadurch in das Leben des deutschen Geistes gekommen: die Bändigung seiner leidenschaftlichen Bewegung zum festumgrenzten Bild, die Formwerdung seines glühenden Werdens und Strebens in der scharf umrissenen Gestalt. Noch ist diese Bändigung in den HYMNEN manchmal von übertriebener Härte in der Fügung der Worte, die Formgebung von jugendlich quälendem Ungestüm in der Reihung der Bilder und Klänge, aber der eigene Ton ist unverlierbar erobert, der Ort gewonnen, aus dem allein die Seele eines Volkes erneuert werden kann: das ursprüngliche Wort. Kaum hatte der Dichter seine Sprache gefunden, so erhob sich in ihm auch der Wille mit ihr zu wirken und zunächst die Umwelt auf dem eigensten Gebiete des Könnens, dem der Dichtung zu wandeln. Die tathafte Kraft erhob sich zugleich mit der dichterischen, sie auszuwirken bedurfte er der Gefährten und das gütige

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schicksal schenkte ihm im ersten, in Karl August, den treuesten und geeigneten Gehilfen seiner Pläne. Er entging so am Beginn dem Los der Einsamkeit unter den geistigen Deutschen, das die Besten in Entsagung oder Wahnsinn getrieben hatte, und fand Ohr und Mund des Menschen, ihn zu hören und zu verkünden. Wie ohne diesen ersten, ohne die wenigen, welche ihm folgten, Georges Geschick in Deutschland gewesen wäre, werden wir erzählen, wenn wir vom öffentlichen Echo seiner Werke sprechen.

Karl August Klein, im Jahre 1867 in Darmstadt geboren, hatte George in den Wandelgängen der Universität Berlin kennengelernt und sich dem Gleichaltrigen mit leidenschaftlicher Hingabe angeschlossen. Dieser seltsame Mensch war von der Natur mit einem starken männlichen Trieb und einer zarten fast überfeinen Seele bedacht worden, ein ungezähmtes Blut leuchtete in all seinen Regungen durch, das ihn nie zu einem ruhigen Gleichmaß seiner Kräfte kommen ließ. Ein Dämon im Guten wie im Bösen war er stets zum Äußersten geneigt, und der am Tage mit der betonten Absicht, die ruhigen Bürger zu entrüsten, in snobistischer Kleidung gepudert und geschminkt durch die Straßen der Hauptstadt ging, ritt auch in jäher Wallung auf ungesatteltem Pferde nackt in die nächtliche Landschaft hinaus. Er war unbekümmert um seine äußere Lage und leicht zu betrügen in allen Dingen des eigenen Vorteils, aber sachlich und von diplomatischer Klugheit in allen Angelegenheiten von geistigem Belang. Bei einem hohen Feingefühl und sorgfältiger Begründung seiner Urteile verraten doch seine Briefe eine geheime Selbstqual, einen Mangel an Vertrauen in sein eigenes Können und Urteilen. Dieses schwankend ungestüme und heftige Gemüt spürte in George zuerst die feste Hand, deren Führung er sich mit rückhaltloser Ergebenheit vertrauen konnte. Als dann sein ahnender mehr als wissender Geist in den Gedichten des Freundes ein neues höheres Leben spürte, wandelte sich trotz ihrer beider Jugend diese Ergebenheit in Ehrfurcht um: eine kurze Strophe aus dieser Zeit, die er nach der Lesung eines Georgeschen Gedichtes niederschrieb, drückt tiefe Erschütterung und unbedingten Glauben an den „königlichen Dichter" aus. Ihm geschah zum ersten Male, was von nun an allen geschah, die mit dem Dichter in Berührung kamen: sein Bestes und Edelstes wurde durch die Berührung ausgelöst und blieb als sein Bild, vom Dichter selbst durch Dank- und Preislied bestätigt und geformt, im Lichtkreis des neuen Lebens stehen. Welches auch die dunklen Läufte seines Daseins sein mochten, er bleibt „des ersten stürmejahrs gesell", er bleibt der Folger, der ohne nach eigenem Teil und Heil zu fragen, das ihm Gewiesene ganz und willig tat, der als er weniger tauglich schien und allzu schwere Last auf seine Schultern nahm, wortlos beiseite trat und noch die Selbstverbannung als gerechtes Urteil ehrte, er

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bleibt das Bild der stummen Treue, die nicht Lohn noch Liebe fordert und unverrückten Glaubens ins Dunkel geht. Solang er dienen konnte, diente er dem Freunde mit ganzer Kraft und gab George bei seinem Handeln in die Umwelt die Möglichkeit, solang es ihm nötig schien im Hintergrund zu bleiben und nur in wichtigen Fällen einzugreifen. Sichere Verschwiegenheit, freudige Unterordnung und unbedingte Zuverlässigkeit zeichneten ihn in diesem Amte aus und da er mit den literarischen Gruppen der Hauptstadt schon bekannt geworden war, konnte er von ihrem Treiben um die Erforschung der Wahrheit und Natürlichkeit berichten. Er sandte dem Freunde noch zuweilen in der Nacht eine kurze Schilderung über das Tun und Gebaren dieser Leute und illustrierte mit grimmigem Hohn ihre Artung durch gleichläufige Stellen aus den vorgetragenen Werken der „Friedrichshagener" oder anderer „Verbrecherkeller".

Zwischen der neuen Dichtung und jeder Art von Literatur dieser Jahre lag eine unüberbrückbare Kluft. Um einen Ort und Mittelpunkt zu schaffen, der unberührt von dem öffentlichen Treiben war, beschloß George schon im März des Jahres 1890 die Begründung einer Zeitschrift, deren äußere Leitung Karl August übernehmen sollte. Doch war der Plan zur Ausführung noch nicht reif: zum Dichter mußten erst die gleichgesinnten Dichter treten. Wo aber waren sie in Deutschland, in dem kein Hauch der Sinnesart zu leben schien, die George forderte? Nur das tiefe Vertrauen seines Genius in die eigne Kraft und die Erlebnisse in Frankreich konnten ihn hoffen lassen, daß in einer tieferen Schicht des europäischen Gesamtlebens schon eine geistige Strömung gegen die Verödung, Erniedrigung oder Verwissenschaftlichung der Dichtung lebendig sei, deren Verkünder in Deutschland er selbst sein müsse. In dieser Hoffnung bestärkte ihn eine Reise, die er im Hochsommer nach Kopenhagen machte. Er wurde dort mit dem Dänen Stanislaus Rosznecki bekannt und hörte von ihm zum ersten Male von einer jungen idealistischen Richtung des Schrifttums in den skandinavischen Reichen, wie sie etwa der Däne Jacobsen und dessen schwächerer Nachfahr Johannes Jörgensen fördere. Dann lockte Frankreich von neuem: der Herbst führte ihn wieder nach Paris und erst als er im Winter nach Berlin zurückkehrte, ließ er die nun vollendeten HYMNEN in einer kleinen für seine Freunde bestimmten Auflage herstellen, ein schmales dünnes Heft, das sich auch in Druck und Ausstattung von allen Schriftwerken des öffentlichen Marktes unterschied. Es erschien im Dezember des Jahres 1890 in Berlin. Als Karl August das erste Heft in der Hand hielt, sagte er halb scherzhaft: „Dies wird einmal so epochal wie das Büchlein von der teutschen Poëterey."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

4. KAPITEL: NEUE WERKE UND GEFÄHRTEN

ALS seine mexikanischen Freunde gegen Weihnachten des Jahres 1890 in ihre Heimat zurückkehrten übergab George ihnen zu ihrer großen Verwunderung beim Abschied in Bremen den ersten Druck seiner Gedichte und schloß damit das Schicksal dieser Freundschaft ab. Dann fuhr er für einige Wochen nach München, das ihn schon beim ersten Sehen erfreute und fesselte und wandte sich von dort im beginnenden Frühling nach Verona und Venedig, wo er die ersten wirklichen Eindrücke italienischen Wesens und Lebens empfing, wie sie die „Gesichte" in den PILGERFAHRTEN bewahren. Auch gab er sich in der Stadt der glühendsten Farben ganz dem bestrickenden Zauber der großen Maler hin, die hier heimatlicher und irdischer erschienen als in den Galerien von London und Paris, Berlin und München, die er schon kannte. Von Venedig fuhr er nach Wien, verbrachte die Spätsommermonate wieder in England und Frankreich und kehrte nach einem zweiten Besuche Münchens im Herbst nach Wien zurück: so im mitteleuropäischen Bildungskreis von Nord nach Süd, von West nach Ost rastlos reisend schauend und suchend. Auf einer dieser Fahrten besuchte er die Königsschlösser Ludwigs II., zu dem ihn eine dunkle Neigung hinzog seit er am 13. Juni 1886 im Theater zu Mannheim während eines Zwischenaktes die Nachricht seines tragischen Todes unter der erschütterten Menge der Besucher miterlebte. Den größten Teil des Jahres verbrachte er in Wien, wo er die Universität nur wenig besuchte, aber in der reichen Bibliothek sich der ganzen Dichtung der Romantik bemächtigte und in ihr schon manches Gut der neuen englischen und französischen Dichterschulen vorgebildet fand. Die Wanderungen durch Stadt und Umgebung förderten diesen Hang zur romantischen Zeit. Wien hatte nichts von der starken hastigen Triebkraft der Großstädte des Nordens und Westens. Das Leben der Kaiserstadt war ruhig fast bis zur Lässigkeit, aber eine heitere Anmut machte es einschmeichelnd und überdeckte den Mangel an tätigen Kräften. Musik, Theater und Tagesschreiberei hatten überwiegend den Anteil aller Schichten der Gesellschaft und verhüllten die Gefahren eines überalterten von bösen Spannungen drinnen und draußen bedrohten Staates. Hof und Bürgertum fühlten sich noch getragen von einer altgeheiligten Sitte, der Name der schon so lange herrschenden Habsburger, das Bild der Stadt mit der Fülle seiner Bauten und Denkmäler aus frommen und heldischen Zeiten und eine ununterbrochene Überlieferung guter Lebensformen verknüpfte Wien wie keinen Ort sonst noch mit dem Glanz des mittelalterlichen Kaisertums und der Pracht der katholischen Kirche. Dazu war es die südlichste Hauptstadt des Deutschtums, einst das unerschütterliche

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bollwerk gegen die Kriegerscharen des Ostens, jetzt noch die Verkehrs- und Handelsbrücke zum Orient und das Gemisch der Völker und Sprachen in seinen Straßen gab ihm etwas von der Buntheit jener morgenländischen Fremde, die den Dichter in Venedig schon berührt hatte. Es war die Stadt der leichtesten und farbigsten Geselligkeit, aber George verlebte in ihr fast sein einsamstes Jahr. Die PILGERFAHRTEN, die dort entstanden, sind das am meisten romantisch anmutende Werk des Dichters und lassen deutlich die Luft des Ortes spüren, aber sie verraten noch mehr die Schritte des Einsamen inmitten der bewegten Menge der heiteren Stadt. Der Weg der PILGERFAHRTEN liegt in der Richtung des Durchbruches der HYMNEN: Die Suche nach der „Herrin" in der Doppelbedeutung von geistiger Begnadung und sinnlicher Wunscherfüllung, welche die Jünglingsjahre kennzeichnet, ist Sinn und Ziel der Wanderung. Die Schritte und Halte, Kämpfe und Opfer auf diesem Wege spiegeln die Gedichte wider und das Ringen zwischen dem leidenschaftlichen Blut und dem Bewußtsein der höheren Berufung ist ihr am häufigsten wiederholtes Thema. Denn die triebhaften Erlebnisse und Erfahrungen fanden in dieser Seele schon ein Maß vor, an dem ihr natürliches Recht gemessen wurde: nicht ihr eigenwilliger Aufruhr sondern ihr Dienst in der dichterischen Gestaltung bestimmte ihren Platz und der Geist Georges kam gerade in dieser Spannung von Menschenglück und Dichterleid zu sich selbst, erfuhr an ihr sein Verhältnis zur Welt. Noch steht er in den PILGERFAHRTEN unsicher tastend vor dem eingeborenen Geschick: nur das höchste Schöne wählen und dennoch kein Irdisch-Triebhaftes verwerfen zu dürfen, und die Waage schlägt nach beiden Seiten fast zu Verzichten und Verzweiflungen aus. Aber das Maß wird gehalten, über Rausch und Taumel siegt die gelassene Kraft der Bändigung, über das Leid das Lied.

In der Glut dieses Ringens ist der Reichtum an innerer und äußerer Welt gegenüber den HYMNEN schnell gewachsen: wir erkennen in den Gedichten die tiefen Eindrücke der spanischen Reise und den üppigen Reiz Venedigs wieder, aber auch „Verjährte Fahrten" der frommen Kindheit tauchen auf und noch tiefer hinab in vorzeitliche Schichten, in längst versunkene Geschehnisse eines ortlosen Ehmals sinkt die Seele des Dichters und zeigt uns, daß ihr innerer Zeitenraum viel weiter und umfassender ist als der durchfahrene Mitteleuropas. Aber in keiner Weite und Tiefe verliert sie sich an ein rein Naturhaftes, noch wird sie überwältigt von einer außermenschlichen Macht. Alles verdichtet sich im Menschen als menschliches Bild, selbst wo der Geist des Dichters in urzeitliche Vorgänge hinabtaucht wie in den Gedichten „Mühle laß die Arme still", „Daß er auf fernem Felsenpfade" und „Wir jagen über weiße Steppen", sind noch die unpersön-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lichen Gewalten der Erdentiefe in menschliche Gestaltung hinaufgerissen. Das weiteste Schweifen und Irren dieser Pilgerseele erscheint im Gedicht sicher umgrenzt und schön. So wird die zarteste Regung, die sie durchzittert, wie der heftige Sturm, dem sie sich überläßt, doch immer Sinnbild der festen Zucht, die sie im Werk gewonnen hat. In den HYMNEN und den PILGERFAHRTEN ist dieses Ringen noch von einer spröden Unmittelbarkeit wie später niemals mehr: Jeder Schritt des dichterischen Erlebens, sein Beginnen und Gelingen, Verzagen und Erhoffen, sein Opfern und Entsagen, ist zugleich der zutreffende Ausdruck der Erschütterungen des Herzens. Die sprachlichen Erwerbungen sind spürbar an Tag und Stunde der aufbrechenden Gefühle geknüpft und selbst die zeitliche Folge der Gedichte, wie sie im Verlauf des Jahres entstanden, ist zugleich die Form des Aufbaues dieser Frühwerke. In den HYMNEN ist es mehr ein erster stürmischer Siegeslauf durch das Jahr, in den PILGERFAHRTEN mehr ein Drängen und Suchen über das zeitliche Jahr hinaus in ein geistig bestimmtes: schon ein Pochen an verschlossenen Pforten, ein Sichstoßen an fremden Grenzen, schon eine Ahnung von den Widerständen des äußeren Schicksalsraumes. Die Sprache ist in den PILGERFAHRTEN noch so rauschend wie in den HYMNEN, aber es gibt schmiegsamere Maße und solche von erregender Unruhe im Wechsel von ausladender Länge und kurzhemmendem Rückstoß, die Pracht und Glut der Farben sind noch dieselben aber die Palette ist vielfältiger geworden, Töne von einer entrückten Stille und Bilder von scheuer Süßigkeit und kindlicher Zartheit stehen zwischen solchen von düstrer Urkraft und geschmiedeter Kühle.

Über solchen Schöpfungen verging das Wiener Jahr und es schien als ob George so einsam wie er gekommen war die gesellige Stadt verlassen sollte. Nur das Warten auf die nach Lüttich zum Druck gesandten PILGERFAHRTEN hielt ihn noch, als er kurz vor dem Aufbruch im November Hugo von Hofmannsthal kennenlernte und nach langen kargen Monaten für einige Wochen von der stürmischen Hoffnung gewiegt wurde, ein höchster Wunsch könnte sich erfüllen, der Dichter den Dichter zum Freund gewinnen. Der fast siebzehnjährige Hofmannsthal — er war zu Wien am 1. Februar 1874 geboren — war damals schon in den literarischen Zirkeln Wiens eine bekannte Figur, hatte unter dem angenommenen NamenLoris Gedichte und Aufsätze in Zeitungen und Zeitschriften und eben jüngst das Dramolet „Gestern" veröffentlicht, das die Anhänger der alten wie der neuen Dichtungsart belobten und als eine Hoffnung der Künstlerschaft begrüßten. „Cherubin", so wird er damals geschildert, — „Gontram oder Guy aber ins Theresianische übersetzt — und Kainz, so etwa lassen sich die Elemente der ersten Empfindung sagen. Das Profil des Dante, nur ein bißchen besänftigt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und verwischt, in weicheren geschmeidigeren Zügen, wie Watteau oder Fragonard es gemalt hätte, aber die Nase unter der kurzen schmalen, von glatten Ponnys überfranzten Stirne, wie aus Marmor, so hart und entschieden, mit starken starren unbeweglichen Flügeln. Braune lustige zutrauliche Mädchenaugen, in denen was Sinnendes, Hoffendes, Fragendes mit einer naiven Koketterie, welche die schiefen Blicke von der Seite liebt, vermischt ist; kurze dicke ungestaltete Lippen, hämisch und grausam, die untere umgestülpt und niederhängend, daß man in das Fleisch der Zähne sieht. Ein feiner schlanker pagenhafter Leib von turnerischer Anmut, biegsam wie eine Gerte, und gern in runden Linien ein wenig geneigt, mit den fallenden Schultern der raffinierten Kulturen, von ungeduldiger Nervosität, aber die nicht wie jene des Kainz, an die man immer wieder denken muß, aus den Fingern sprüht, sondern in den hastigen Beinen ist, die immer zappeln. Aber vor allem in jeder Geste, jedem Ton, der ganzen Haltung was unsäglich Liebes: das gewisse österreichische ‚lieb', das sich wie ein ewiger Mai in den linden lauen Akzent des Wieners und seinen Walzern wiegt." (Bahr, Freie Bühne, Januar 1892.)

Dieser offenbare Spätling und frühreife Mischling aus katholischen und jüdischen Familien der Kaiserstadt hatte durch manche Bekanntschaft mit Menschen und Werken schon ein bestimmtes Urteil über das nördlichere Bruderland, ihm schien unmöglich in Reichsdeutschland wachsen zu können was man in Jung-Wien von einer neuen Kunst erwartete und ersehnte. Er erkannte beim zufälligen Zusammentreffen mit George in einem Kaffeehaus sogleich mit Bestimmtheit die geistige Art dieses herben Deutschen und schon das erste Gespräch gab ihm die Gewißheit, daß sie beide ein Gleiches suchten. Dennoch ging er mit Zagen und der Befürchtung, eine neue Enttäuschung zu erleben, an die Lesung der HYMNEN, welche George ihm schenkte. Aber die Angst, es könnte abermals das Falsche sein, schlug nach der Lesung in Jubel und Begeisterung um, als er erkannte, daß hier die echte Dichtung sei, ja daß ein Ungeahntes aus diesen Strophen dringe, dessen flammender Wind in ihm selbst wie eine Erweckung wirkte, die stummen Saiten seiner Seele erzittern und ihre heimlichen Klänge erst ertönen ließ, wie ein Widmungsgedicht aus diesen Tagen bekannte. Eine kurze stürmische Gemeinschaft flammte auf. Die Gedichte Hofmannsthals aus dieser Zeit zeigen deutlich die Merkmale der Befruchtung durch den stärkeren Geist Georges, sie sind von dem eben erschienenen „Gestern", das sich kaum über die Epigonenschule erhob, durch den Einstrom eines rauschhaften Schwingens unverkennbar unterschieden.

Für Hofmannsthal bedeutete das Zusammentreffen mit George den

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Durchbruch seiner besten Kraft, für diesen die Erscheinung Hofmannsthals das froheste Ereignis seiner Fahrt: Die Findung des ersten dichterischen Menschen deutscher Zunge, eines Jünglings voll Feuer und Anmut und scheinbar vom gleichen glühenden Trieb wie er beseelt. Er schloß sich ohne Rückhalt, mit seiner männlichharten besitzergreifenden Leidenschaftlichkeit ihm an und glaubte einen Augenblick seinen höchsten Traum der Freundschaft verwirklicht zu sehen. Doch mußte er bald erfahren, was er um vieles später erst begreifen lernte: daß es Menschen gäbe, für welche das klare Wissen um das Höchste und Nötigste nicht auch die Norm ihres Handelns sei, daß man in Wien mit großem Ernste von Dingen sprechen und sie mit ebenso großem Leichtsinn bald darauf verleugnen, verlieren und verraten könne. Er erkannte die Vereinbarkeit solcher Widersprüche erst viele Jahre später — damals vertraute er der offenen Begeisterung Hofmannsthals und glaubte jeden Bund des Vertrauens mit ihm schließen zu können. Als Hofmannsthal sich diesem Glauben sogleich versagte, sei es aus Furcht vor der geistigen Übergewalt des neuen Freundes, sei es aus Angst von dem schon beschrittenen eigenen Wege abgedrängt zu werden, als er sich ohne verdeutlichende Erklärung geschickt dem liebenden Zugriff des Freundes entzog und dann brüsk die Freundschaft zerriß, bereitete dies George die erste furchtbare Enttäuschung, das erste Verzweifeln vor einer ihm unerklärlichen menschlichen Haltung. Er empfand wie ein Kind noch als selbstverständlich die Einheit von Denken und Tun, von Wissen und Wollen und stand ratlos gequält vor einem Zwiespalt, der dem Wiener gerade seine Lebensmöglichkeit bedeutete: der Gesunde Starke stand wie verkauft vor der ausweichenden Schwäche des Scheingesunden, der um seinen inneren Bruch wußte und sich sogleich mit dem sicheren Gefühl des Bedrohten der starken Gewalt entzog, die ihm in George entgegentrat. Ein Brief Georges an Hofmannsthal aus dem folgenden Jahre verrät noch deutlich den Groll Georges gegen die leichte Art des Wieners den Bruch zu verwischen: „Wir beide", so schrieb er, „sollen uns doch nichts vormachen. Durch unsere letzte Unterredung in Wien wurde nur einer Form genügt, nichts aufgehoben und neugetan. Das empfanden Sie ja auch so und richteten sich danach oder haben Sie mir je geschrieben? Ich tat alles um mich und meine Handlungsweise aufzuklären. Wenn wir mißtrauisch und uns anschielend durchs Leben gehen, so ist das Ihr Wille." Äußerlich war der Zwist in jener Unterredung geschlichtet worden, aber der innerste Grund der Freundschaft war für immer zerbrochen. George verließ nach dem Erscheinen der PILGERFAHRTEN Wien und erst als er nach einem Aufenthalt in Paris und München im Mai des folgenden Jahres noch einmal in die Kaiserstadt zurückkehrte, schloß er mit Hof-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mannsthal eine neue Form der Bekanntschaft auf der Grundlage gegenseitiger Achtung und gewann ihn für seinen Plan, eine Zeitschrift für die neue Dichtung zu begründen. Die persönliche Ferne blieb und erst nach zehn Jahren gemeinsamen Wirkens sollten die beiden sich wiedersehen.

Ende Mai 1892 war George nach Lüttich gereist, wohin ihn der Brief des jungen Belgiers Gérardy zog, der die HYMNEN und PILGERFAHRTEN bei Albert Mockel gelesen hatte. Paul Gérardy war um 1870 unweit Malmédy auf deutschem Boden geboren und hatte dort bis zu seinem zwölften Jahre gelebt. Dann hatte ein Verwandter ihn nach Lüttich gerufen und ganz französisch erzogen. Denn Lüttich, von dem ehemals die ganze christliche Kultur des Niederrheins ausgegangen war, war in den letzten Jahrhunderten als nördlichste Stadt von der Welle des französischen Sprachgeistes überflutet worden und stand damals in einem regen und innigen Verkehr mit Paris. Mockel selbst, der das Wort „La Wallonie" als Bezeichnung für eine geistige Gruppe aufgebracht hat, ließ seine Zeitschrift gleichen Namens in Lüttich drucken. Mehrere der Pariser Symbolisten waren seine Mitarbeiter und verknüpften so den wallonischen Bereich noch fester mit Frankreich. Dennoch konnte Lüttich nicht ganz die Nähe des deutschen und flämischen Sprachgebietes verleugnen, obwohl das Flämische nur in den armen Unterschichten der zugewanderten Bergarbeiter gesprochen wurde. Von Geburt Deutscher, durch Bildung Wallone, der deutschen wie der französischen Sprache völlig mächtig trug Gérardy das Wesen zweier Völker in sich. Er verband auf der Grenze der Länder die reife Geistigkeit Galliens mit den lebendigen Elementen des germanischen Katholizismus, hatte von dort eine feste Kunsterkenntnis gewonnen und aus der Heimat, diesem Winkel alten Römertums, ein tiefes religiöses Spüren um das Heidnische und Christliche mit sich gebracht. Er wollte gern ein Heide heißen und seine späteren „Wahlsprüche" sind wahre antike Pansgesänge, aber das Christlich-Romanische herrschte in ihm vor und seine Liebe galt der mittelalterlichen Legende. Er war darum wie die meisten romanischen Schriftsteller der Politik des Tages nicht abgewandt und schrieb als junger Mensch eine Satire auf Leopold von Belgien „Les carnets du Roi" und eine schlimmere auf Wilhelm II. „Le grand roi Patakake", die in Deutschland verboten, aber von einem Wiener Verlag in einer Übersetzung veröffentlicht wurde. Sonst war er freilich in den Geschäften der Welt so wenig erfahren wie die Maler des lateinischen Viertels, nach deren Vorbild er sich ein wenig lässig trug: mit einem braunen Samtjackett und einem kleinen runden Hut auf den braunen Haaren. Um so geschulter war er in geistigen Dingen, eine große Klugheit leuchtete von der ungewöhnlich hohen Stirn, eine germanische Schwermut aus den dunklen weitgeöffneten Augen und beides vereinte der schmerzlich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

umfurchte aber stets zu Witz und Scherz bereite Mund. Frühere Pariser Freunde nannten Gérardy „un homme haineux“ und in der Tat haben manche seiner Gedichte harte selbst böse Züge. Seine Verse sind von breiter derber Machart, so charakterisiert sie einmal Verwey: „Sie erscheinen mehr auf sich gestellte Werkstücke als daß sie mir ein Bild der Persönlichkeit geben. Sie lassen mich an alte flämische Holzbilder denken mit großen ausdrucksvollen Zügen ohne Abtönung. Es ist als ob in Sorge vor dem Stoff der Widerstand leistet, der Künstler leidenschaftlich sein Auge auf das Wesen seiner Vorstellung hefte und dann fest und schnell die Hauptlinien davon ins Holz kerbte.“ Doch betrifft das nur die eine Seite seines Wesens, in anderen Gedichten ist er von einer fast blumigen Zartheit des Fühlens und vor allem von einer schmiegsamen Einfühlung in späte Menschen- und Völkerschicksale: nur ein Dichter, der durch die französische fin-de-siècle-Stimmung gegangen war, konnte die Endzeit eines Volkes mit solcher Plastik wiedergeben, wie er im Gedicht „Byzanz“ getan hat.

Gérardy hatte eben seine erste Gedichtsammlung „Les chansons naïves“ vollendet, als er George kennenlernte. Sein erstes Widmungsgedicht (Blätter II, 2) an diesen gibt uns Kunde von der reinen Höhe ihrer ersten Freundschaft:

Auf deiner erhobenen theorbe singen die sterne
Von Goethe von Platen und dem dichtergeblüt
Dess klare hoheit entzündete die sterne
Das freudige gold das germanische himmel besprüht.

Du Herrlicher singst allein noch die sänge der götter
Aus niederer menge die das schweigen entweiht —
Du wandelst hehr und die ganze freude der götter
Aus deinem mund sich in strahlenden takten befreit.

O sänger der mir meine lange torheit verdachte
Von dem ich ferne mein leidendes leben verbrachte
Ich widme dir meine brüderlichen träume

Damit für euch ihr bewohner im heiligen lichte
Aus azur und reinem glanze sich errichte
Das stolze schloß meiner brüderlichen träume.

Es ist neben den kurzen Widmungsversen Kleins und Hofmannsthals das erste veröffentlichte Bekenntnisgedicht an George, das erste von einer anschwellenden Reihe, in denen sich Glut und Verehrung bis heute nicht gemindert haben. Wenn Gérardy später, wie ein zweites Widmungsgedicht (Blätter III, 4) es ausdrückte, in der Liedkraft erlahmt und fürchtete, daß ihm „Mut zum Schaffen und zum Fluge“ fehle, so geschah auch dies mit solcher ernsten Trauer im Blick auf den, der ihm den hehren Schwung gelehrt, der in einsamem Stolze und mit Verachtung des niedrigen Heute

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

auf neuer Bahn, wie nur die Größten sie kannten, in die Zukunft wandre, und Gérardy drückte auch dieses brennende Weh, den Freund nicht mehr kräftig genug begleiten zu können, mit solchem Adel aus, daß wir begreifen, wie viel schöner und edler selbst das Versagen nach begeistertem Einsatz ist als kluge Vorsicht und weises Sich-Schonen. Es war wichtig, daß Männer von solcher Hingabefähigkeit wie Gérardy in den Bannkreis Georges traten und selbst wenn sie später wieder in eine dünnere Lebensluft zurücksanken, doch in ihren Jugendjahren zu einem menschlichen Aufschwung hingerissen wurden, der sie eine Weile über ihre Natur erhob. In Gérardy gewann George einen neuen Freund und den dritten Dichter für die geplante Zeitschrift, er verbrachte damals einige Wochen mit ihm und begab sich dann nach Paris, wo er sein drittes Werk, den ALGABAL vollendete.

Auf die feierliche Entrücktheit der HYMNEN die sprühende Bildlichkeit der PILGERFAHRTEN folgte die leidenschaftliche Erhabenheit des ALGABAL, auf den Einbruch und das Ringen um den neuen Sprachraum seine triumphierende Eroberung. Sollte nach der im Schrifttum bisher nur von Hölderlin vertretenen Ansicht das „lyrische" Gedicht alle Sphären bis zum Tragischen ausdrücken können, so mußte eine Dichtart entstehen, in der das unmittelbare Erlebnis der Seele, ihr Sinnlich-Stoffliches wie Geistig-Besonderes, ganz zurücktrat, in der die Person des Dichters ganz in den Geschöpfen seiner Schöpfung aufging, der Zeigende nur in seinem Zeichen erschien. Im ALGABAL erscheint der Dichter nur mehr im überpersönlichen Gleichnis seiner selbst, in einer sinnbildlichen Gestalt, die vom Erlebnis nicht einmal mehr „mit der zarten Scheue des Akzidentiellen", sondern „in großen und stolzen, festen Tönen und mit entscheidender Verleugnung des Akzidentiellen" redet. Mit dieser Möglichkeit sich selbst als geistig-sinnliche Gestalt zu schaffen, mit seinem Tun und Leiden in den ihr zugehörigen Luft- und Weltraum einzugehen, hatte George erst die volle Gewalt über die Sprache gewonnen. Wenn er in den HYMNEN ihr Erwählter in den PILGERFAHRTEN ihr Geliebter wurde, so war er jetzt ihr Herr geworden, der schrankenlos über die Wunder ihrer Liebe verfügte. Schon das Gesetz des Aufbaues zeigt die neue Herrschaft der Gestaltungen: ALGABAL ist nicht mehr nach der Entstehungsfolge im Lauf des Jahres geordnet, an die Stelle der Wachstumsfolge ist die geistig geschichtete Ordnung getreten. Das Gesetz einer festen plastisch ruhenden Fügung der Bilder, das die ersten neuen Gedichte einzeln beherrschte, hat nun den ganzen Gedichtkreis ergriffen, er ist als dreiteilige Fuge aufgebaut: „Unterreich", „Tage" und „Andenken", deren ineinandergreifende Themen erst das ganze Bild erzeugen. Das rhythmische Gefüge und die Gestalt, die es ausdrückt, sind im Wesen eins: hier erscheint der selbstherrliche in sich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

vollendete Mensch zum ersten Male als Wunschtraum einer deutschen Seele. In dem frei über sich und Menschen und Dinge verfügenden Priesterkönig, im Erben der größten Macht mit der größten Aufgabe seiner herrscherlichen Selbstformung, im einsamen allmächtigen Fürsten, dem Wille und Schicksal, Weisheit und Rausch, heldische Tat und vermessener Traum sich widerspruchslos vereinen, fand George über den Sänger und Pilger hinaus den Bildträger für die ganze Fülle seiner leidenschaftlichen Dränge und geistigen Gesichte. Ob das geschichtliche Bild des spätrömischen Kaisers Heliogabalos dem so geschaffenen Sinnbild des Dichters mehr oder weniger oder gar nicht entspricht, ist nicht von Belang. Wie damals in Rom war auch im sinkenden 19. Jahrhundert wieder Endzeit, verzweifelte Weise schrien es von den Bergen, höhnende Umstürzler verkündeten es im niederen Volke und nur die es anging, die bürgerliche Gesellschaft vom Kaufmann bis zum Fürsten, vom Tagesschreiber bis zum Gelehrten, türmte den Wahnbau des Fortschritts weiter und verzerrte Mensch und Erde bis zu nie gesehener Scheußlichkeit. Alles schien damals den Begehrenden möglich, es gab nichts Unerreichbares, Unerkennbares mehr: alle Zonen des Raumes vermischten ihre Gewächse und Güter, alle Stoffe wurden für Forschung und Betrieb nutzbar und anwendbar, alle Zonen der Zeiten öffneten sich den Neugierblicken, alle Sitten wurden vertauschbar, alle Genüsse erreichbar für Seele und Sinne. Die erlesenen Köpfe von Paris bis Moskau hatten schon das ganze 19. Jahrhundert hindurch auf den tiefen Niedergang des europäischen Geisteslebens hingewiesen, die empfindlichen Geister spürten den Endhauch einer Weltzeit um sich wehen und die Fin-de-siècle-Stimmung, wie sie in Kunst und Literatur von Frankreich ausging, war nur der feinste Anzeiger dieser Seelenlage. Sie äußerte sich in der Dichtung nach zwei entgegengesetzten Richtungen hin: einmal als Zerbrechen veralteter, ja Verachtung aller strengen Formen überhaupt und Neigung zum Rohstofflichen der Sachen Zustände und Gefühle, das andre Mal als äußerste Verfeinerung ja Übersteigerung der Formen und Hinneigung zum Seltnen, Erlesenen, Verfeinerten, ja auch Giftigen und Verruchten, Richtungen jeder Endzeit, die den Verlust der bindenden Lebensmitte anzeigen. Sie unterscheiden sich nur darin, daß bei letzter Übersteigerung die erste zur pöbelhaften Auflösung, die zweite zur byzantinischen Erstarrung der Gesellschaft führt, daß jene in der Zertrümmerung aller Gebilde und der Entladung aller gemeinen Triebe, diese in der höchsten Zuspitzung der Gesetzlichkeiten, in der erlesensten Auswahl der Stoffe und der äußersten Verfeinerung der Künste ihre Erfüllung sucht. In Deutschland hatte um 1890 in der Dichtung eben jene rohe Zerlösung begonnen, in den Weststaaten Europas war dagegen die höchste Durchbil-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dung der dichterischen Formen im Sinne der Erlesenheit der Stoffe wie der Mittel herrschend, in Frankreich besonders im Anschluß an die frühen jetzt erst zur vollen Wirkung gelangenden Dichtungen Baudelaires. Auch George wurde im Kreis seiner Pariser Freunde tief von der Sprachgewalt dieses Dichters ergriffen. Er hatte im Verlauf des vorhergehenden Jahres eine große Anzahl seiner Gedichte ins Deutsche übertragen und in einer handschriftlichen Vervielfältigung für seine Freunde veröffentlicht. Während ihm der ganze europäische Naturalismus, wie jene erste Richtung in Kunst und Leben genannt worden ist, in seiner offenbaren Niedrigkeit und Unfähigkeit künstlerische Gebilde hervorzubringen, verächtlich war, fand er in Baudelaire und seinen Folgern eine solche Höhe der sprachlichen Formung, eine solche Sauberkeit und Strenge der Versbearbeitung, einen solchen Ernst in der Behandlung künstlerischer Fragen und Aufgaben, daß er sich mit der ganzen Lust des Werkbegierigen dieser Welt der „Künstlichen Paradiese" und „Blumen des Bösen" hingab. Indem er so das Endzeitliche in höchster Verfeinerung als künstlerisches Formgebilde aufnahm, wurde ihm freilich zugleich die späte Reizwelt in all ihren Erlesenheiten und Verderbtheiten als Erbe zugebracht. Es war eine damals noch stumme Frage unseres Schicksals an seine Kraft, ob er wie die bedeutenden Geister des Westens darin verhaftet bleiben oder auch ihrer Herr würde. Einmal mußte seine Seele, da die Kunst in ihrer lebendigen Zeitform nur d i e s e Einheit von Schönheit und Späte hatte, alle Möglichkeiten dieser Reize nicht im sinnlichen Genuß sondern in der geistigen Werkschöpfung erfahren, mußte sie auskosten, um sie hinter sich zu lassen, mußte die Süchte bis zur letzten Übersteigerung ins Dichterische bannen, damit keine Nötigung für einkommendes Geschlecht bliebe, sich an diesen Gefahren der Spätzeiten zu versuchen. Wir wissen es heute, daß nach dem ALGABAL ein Mehr auf diesem Felde nicht mehr möglich war, die Seele des Dichters und mit ihr die unsre hatte sich satt getrunken an den berauschenden Giften und ist ihnen nicht erlegen.

Denn nicht aus den Reizbegierden ging seine Dichtung hervor, sondern aus dem tiefen Bedürfen der Seele, ihr menschliches Traumbild in solcher Schönheit, Höhe und Unantastbarkeit hinzustellen, daß zwischen ihm und dem Menschenbild der Zeit, daß zwischen dem einen und der Menge ein Gleichgewicht der Kräfte geschaffen würde: „Ich bin als einer so wie sie als viele." Die Aufreißung der tiefsten Kluft zwischen dieser Seele und der europäischen Menschheit, ihre größte Vereinsamung und ihre größte Entfernung von dieser bot allein die Gewähr eines Sieges über sie in der Zeit der Gleichheit und Einebnung aller Stufen unter Menschen und Völkern.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Baudelairesche Rat: „Enivrez-vous!“ bot George keine Hilfe auf diesem Weg: Die geistigen Räusche, und mochten sie eine noch so hohe Stufe des Künstlerischen erreichen, waren wie die leiblichen nur ein Ausweg aus dem Gemeinen, eine Flucht vor dem Rohen und Vielen, ein Widerspruch gegen das Banale, es war ein Scheinheilmittel, das durch seine Art der Endzeit selber angehörte, es war vor dem grausamen Antlitz des verzerrten Lebens Betäubung in schönem Vergessen und also Verzicht auf Bezwingung und Verwandlung der Wirklichkeit. Daher hat auch die Dichtung ALGABAL nichts von dem unverkennbaren Pariser Parfüm der Baudelaire-Gedichte, nichts von dem besonderen Zeitduft des französischen Verfalls, sie faßt die Endzeit in ihren einfachen menschlichen Grundspannungen und wenn etwas von spätrömischer Luft sie durchweht so deshalb weil der Dichter eine endende Kultur nur dort versinnbildlichen kann, wo sie in großen Figuren nicht wie heute im Massenelend oder Massenaufstieg erscheint. Es gab damals in Europa keinen Adel, kein Herrschertum mehr als in den wenigen, welche es mit fast übermenschlicher Kraft gegen die verpöbelnde Welt, ja gegen ihr eignes alterndes Blut noch in Haltung und Anspruch vertraten, wie etwa Ludwig II. von Bayern und Elisabeth von Österreich. Sie hielten das Bild des entschwindenden fürstlichen Menschen auf dem Throne für ihre Person noch aufrecht, das schon zum Untergang bestimmte Erbkönigtum christlicher Zeit fand in ihnen noch die letzte Verkörperung einer stolzen Hoheit und Unnahbarkeit. Ludwig II. suchte in seinen einsamen Schloßbauten — fast so einsam und zeitfremd wie im Unterreich des ALGABAL — vergeblich noch den letzten freien Prunkraum, das Palatium Majestatis zu schaffen, um überhaupt leben zu können. Für solche Naturen, die in einer schon ganz gewandelten Welt, das letzte Erbe noch einsam, schön aber widerhallos behaupteten, war Wahnsinn oder Dolchstoß das letzte Geschick. Aber ihr Schimmer blieb dennoch unverloren: Die erlöschenden Gestirne stürzen in die aufgehenden und ohne die Spätkaiser der Antike wären schwerlich die Funken von Rom und Byzanz in die Franken gefahren und hätten die Glut unserer Kaisergeschlechter entzündet. So steht heute vor der Dichtung ALGABAL die Aufschrift: Dem Gedächtnis Ludwigs II.

Als meine jugend mein leben hob in solch ein licht
Kam sie erstaunend deinem nah und liebte dich.
Nun ruft ein heil dir übers grab hinaus Algabal
Dein jüngrer bruder, o verhöhnter dulderkönig.

Der Erneuerer des Bildes herrscherlichen Menschentums wurde zugleich der Bewahrer des Bildes versinkenden Herrschertums.

Aus solcher Not, mit dem Blick auf solche Vorbilder und dem Wissen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

JUGENDBILDNIS

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

um den Sinn menschlicher Maße im Auf- und Untergang schuf George die Gestalt des Algabal, den Fürsten der menschenfernsten Räume und alltagfremdesten Stunden, der nur das eine unerbittliche Gesetz der Hoheit und Einzigkeit, die eine unerbittliche Freiheit des Wandels in den ihm bestimmten Bahnen kennt, den Unbefleckten und Makellosen, der lieber die äußerste Härte als die Duldung des Unzulänglichen, lieber den Tod als die Ernüchterung, lieber den Mord als die leise selbst ungewollte Antastung der Würde will. Mit dieser Gestalt stellte George, was keiner der westlichen Enddichter wagte noch vermochte, wieder Bild und Recht des herrscherlichen Menschen in die Mitte Europas. So leben zu wollen, die Dränge und Kräfte in sich zu fühlen so leben zu können, aber hineingeboren sein in d i e s e n Weltzustand, hieß für den schöpferischen Geist untergehen oder mit dem Mittel seiner Gewalt das Reich erobern, in dessen Luft er atmen konnte, hieß also für den Dichter zuerst das Wunschbild in der Sprache und als Sprache so wirklich, so groß so schön gestalten, daß die Achse der Zeit sich vor ihrer lebendigen Wucht verlagern und die verwandten Kräfte um die neue Mitte zu kreisen beginnen mußten. Mochten die Wirbel zunächst kaum sichtbar sein, mochte die Ergriffenheit dem scheinbar Ungefährlichsten Untäterischsten nämlich der künstlerischen Schönheit gelten: sie barg diesmal die Gewähr der Weiterwirkung, Traum und Tat zugleich in ihrem sprachlichen Geheimnis. Der welthungrige und zukunftsträchtige Geist des Dichters hob sich schon in der Dichtung selbst über das Verhängnis der Endzeit: das Gedicht „Graue rosse muß ich schirren" sprengt den Weltraum Algabals und läßt den Sturmwind eines unverbrauchten Barbarentums aus der gebärenden Urnacht der Zeit in die Marmorhallen und Ziergärten wehen, das Schlußgedicht öffnet den Blick in die jungfräulich kalten klaren Himmel, in noch unbetretenen neuen Raum. Aber gab es noch ein Mehr für ihn nach dieser Steigerung und Erhöhung des Menschenbildes? Gab es noch einen Stoff nach diesem Erleben, noch eine Form nach dieser dichtesten Fügung der Worte, noch einen Ton nach diesem Prunk der Maße und Klänge, gab es noch einen Schoß der Sprache, in dem dieser Geist neue Geburten erzeugen konnte? War dies nicht doch das Ende? Eine Weiterführung dieser Linie war nicht mehr möglich, schon drohten die Spannungen das Gefäß des Körpers zu sprengen, der Dichter überwachte noch die Veröffentlichung des neuen Werkes, das in Paris im September erschien, dann warf ihn im Herbst eine schwere Krise seiner Gesundheit in der Heimat nieder, von der er erst langsam im Elternhause zu Bingen genas, als der Frühling ihm die Gewißheit neuer dichterischer Schaffensfreude brachte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

5. KAPITEL: DIE GRÜNDUNG DER „BLÄTTER FÜR DIE KUNST“ UND DIE „ERSTE FOLGE“

INZWISCHEN hatte Karl August Klein die Verhandlungen über die geplante Zeitschrift mit Hofmannsthal und Gérardy weitergeführt. Er hatte von den wenigen Beteiligten „die größte Offenheit und Rückhaltlosigkeit gegeneinander als einziges Mittel gefordert, um den streng ausschließenden Charakter der Sache zu wahren“ und bei jedem „das unbedingte Bedürfnis vorausgesetzt, Namen und Werke nicht in den abgeschmackten befleckenden — sogenannten modernen — Zeitschriften zu verewigen“. Obwohl Hofmannsthal sich völlig mit dieser Haltung einverstanden erklärte, ließ er doch in diesen Monaten einige seiner Gedichte in einer Tageszeitung veröffentlichen ohne diese Tatsache mitzuteilen, und fast drohte am mangelnden Vertrauen auch die dichterische Verbindung mit ihm zu scheitern. Ein bittrer Brief Georges rief ihn auf den gewiesenen Weg zurück und im Oktober 1892 erschien in Berlin das erste Heft der ersten Folge der „Blätter für die Kunst“ einer Bezeichnung, von der die westlichen Freunde gern behaupten, daß sie ihren „Ecrits pour l'art“ entliehen sei. Drei junge katholische Dichter, ein Deutscher, der nur in Paris bekannt war, ein Österreicher, dessen Name man kaum über Wien hinaus wußte, ein rhein-preußischer Wallone, der eben in Lüttich seine ersten Verse veröffentlicht hatte, dazu ein ebenfalls katholischer Schulfreund Georges mit Namen Carl Rouge, vereinigten in einem dünnen Heft von zwei Bogen ihre Dichtungen und es wird immer eine der seltsamsten Erscheinungen unseres Schrifttums bleiben, mit welchem Anspruch sie auftraten und wie dennoch weit darüber hinaus ihre Hoffnungen und Wünsche erfüllt wurden.

Eine Auswahl aus den drei schon veröffentlichten Werken Georges, die erste seiner Legenden unter dem Decknamen Edmund Lorm, der „Tod des Tizian“ von Hofmannsthal, die „Kreuze“ von Gérardy und zwei Gedichte von Rouge nahmen den größten Teil der schmalen Blätter ein. Sie hielten es „für einen Vorteil nicht mit Lehrsätzen zu beginnen sondern mit Werken, die unser Wollen behellen und an denen man später die Regeln ableite“. Die Dichtungen unterschieden sich an Gehalt Form und Stoff grundsätzlich von allen literarischen Erzeugnissen der Zeit in Deutschland und ihre Verfasser stellten sich vor allem in Gegensatz zu der „verbrauchten und minderwertigen Schule die einer falschen Auffassung der Wirklichkeit entsprang“. Auch jede Zweck- und Lehrdichtung, welche sich mit Weltverbesserungen und Allbeglückungsträumen abgab, wurde

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

von ihnen abgewiesen und vor modernen Schlagworten wie Symbolismus, Dekadentismus und Okkultismus gewarnt, welche auch schon in Deutschland auftauchten und geeignet seien die Köpfe zu verwirren. Die Blätter wollten, wie schon ihr Name sage, der Dichtung und dem Schrifttum dienen und mit Ausscheidung alles Staatlichen und Gesellschaftlichen „eine Kunst für die Kunst" vertreten. Aber ein aufmerksamer Leser hätte schon aus den knappen und andeutenden Sätzen dieser ersten Vorrede erkennen können, daß die formalästhetische Formel des L'art-pour-l'art bei den Deutschen eine andere Bedeutung hatte und sogleich einen in Frankreich unbekannten Inhalt bekam. Diese Veröffentlichung hieß es „will die Geistige Kunst auf Grund einer neuen Fühlweise und Mache". Ihre Verkünder lehnten es ab, mit anderen über das Wesen dieser Kunst zu streiten, aber sie wollten „zerstreute und unbekannte Ähnlichgesinnte entdecken und anwerben". Sie sagten noch nichts aus — außer im Gedichte selbst — welches diese neue Fühlweise, welches die neuen Mittel der Darstellung wären, aber sie wiesen mit dem Rate „sich allen Streites und Spottes über das Leben zu enthalten" das bürgerliche Leichtnehmen und die proletarische Entwürdigung des Wichtigsten zurück und stellten Goethe als mahnendes Richtbild gegen das Zerreden und Zerfasern des Lebendigen auf. Sie grenzten also das Feld ihrer Betätigung sorgfältig auf die engste Aufgabe künstlerischer Gestaltung ab, aber auf diesem Gebiete verkündete der Schlußsatz eine stolze Siegeszuversicht: „In der Kunst glauben wir an eine glänzende Wiedergeburt". Die fünf Bände der ersten Folge, welche im Laufe eines Jahres bis zum August 1893 erschienen, rechtfertigen diesen Glauben durch eine Reihe von Dichtungen. Neben denen Georges sind die Beiträge Hofmannsthals, nämlich „der Tod des Tizian", die Idylle und einige seiner schönsten Gedichte die wichtigsten davon.

„Die Blätter für die Kunst wurden geboren, weil ein Dichter in einem anderen Dichter eine Flamme entzündete, der gleich, die in ihm selber brannte." Die Gedichte Hofmannsthals zeigen zum ersten Male das Wunder der Weiterzeugung des Georgeschen Geistes in dichterisch erschütterbaren Menschen, sein Weiterschwingen in einem fremden Seelenelement, das nach der Berührung mit ihm zwar seinen dichtesten Eigenwuchs erhält aber zugleich in Art und Ton seiner Äußerungen Kunde geben muß von dem treffenden Strahl, der es befruchtet hat. Der härtere metallene Klang Georges trat in den Werken Hofmannsthals als weiches fast musikalisches Schwingen auf, die plastische Formung der Bilder als fließendes auf schimmernden Wellen gebrochenes Licht. Der neue Ton erhielt bei dem Sohn der Donau eine offene einschmeichelnde Leichtigkeit, welche für viele erst

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den Weg zu den strengeren verschlossenen Gebilden des Rheinländers vorbereitete. Die Leichtigkeit Hofmannsthals geht auch in dieser Frühzeit manchmal bis zur Leichtfertigkeit und Unverantwortlichkeit, aber noch in seinen Ungewichtigkeiten und Entgleisungen bleibt er Künstler und ist noch Dichter, wenn er den Faden achtlos fallen läßt. Im Gegensatz zu den Gedichten der HYMNEN und noch der FIBEL scheint ihm alles mühelos zuzufließen und sich dem leisesten Druck seiner Hand einzuschmeicheln. Wenn seine Gehalte nicht immer groß sind, so ist ihr Ausdruck doch von großer Zartheit der seelischen Schwingungen, von zierlich leichter Anmut der Bewegungen und in den besten Augenblicken hat er die Geste des trunknen Sängers neuer Herrlichkeiten. Nicht die Welt der Dichter und Herrscher sondern der Maler und Abenteurer ist sein Bereich und die Künstlergefühle der Renaissance-Menschen hat er in einer Steigerung von Glut und Farbe, Schwung und Fülle gegeben, wie sie damals die deutsche Dichtung nirgendwo hervorbringen konnte. Ein solcher Hymnus wie „Der Tod des Tizian" war noch nie auf das bildende Künstlertum gesungen worden, ein so hohes Lob des festlichen Lebens und der Ablehnung des gemeinen unkünstlerischen Alltags war noch nie in solchen Tönen von knabenhafter Schwermut und hinreißendem Jugendfieber erklungen. Nur aus der lebendigen Gleichung Wien-Venedig konnte diese zitternde Farbigkeit, diese schlanke Schmiegsamkeit und der zarte Schauer um seine Gestalten kommen und die Kentaurenszene etwa ist mehr ein italisches Bild nach Böcklin als nach einer griechischen Vase. Das Farbigfließende lockt seinen Pinsel vor allem, Lebensstufen und Gestaltungsgrenzen gehen ineinander über, Welten und Geschlechter, Seelen und Leiber verschwimmen in bunten ziehenden Wellen. Auch wenn seine Erinnerung in tiefere Schicksalsräume greift, erscheinen Bilder eines dumpfen Getriebenseins, einer endlosen Verstrickung, in der der Mensch wehrlos verhaftet ist. Er hat „zu vielen Göttern Dienst zu tun" und schon früh läuft über all seine bezaubernden Tinten und Schmelze ein Rauch von Müdigkeit, ein Schatten des frühen Verströmens. Von den übrigen Mitarbeitern der Blätter, welche im Laufe des ersten Jahres noch zu der kleinen Anfangsschar traten, bewegten sich die Gedichte von Max Dauthendey und Karl Bauer auf derselben malerischen Linie wie die von Hofmannsthal: Gedichte nach Bildern oder Farbenspielen der Natur, aber von der plumpen Nachahmung durch ein Überschwingen ins Traumhafte bei Bauer, bei Dauthendey durch eine Verseelung der Farben geschieden. Sie nahmen Versuche der Romantiker und Symbolisten auf, die für Deutschland in dieser Form noch neu waren und den späteren „Futurismus" und „Impressionismus" schon vorwegnahmen. Georg Edward, ein junger Gießener Student, der später Professor der Literaturge-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schichte in Amerika wurde, Carl Rouge der Jugendfreund, zeichnen sich nur durch wohlgepflegte Verse aus, die eine erste Verbindung des neuen Sprachelementes mit dem Goethischen darstellen. Die Vierzeiler von Fritz Kögel, dem späteren Verwalter und Herausgeber der Werke Nietzsches, sind eine Mischung von Goethischer und Nietzschischer Spruchweisheit, die gegen die übrigen Leistungen etwas Altmodisches an sich trug. George selbst trat nur sparsam mit drei Bildern aus dem Schaustück MANUEL und einigen neuen Gedichten aus dem „Buch der Sagen und Sänge", aber um so reicher mit Prosastücken aus den TAGEN und TATEN und Übertragungen fremder Dichter hervor. Von der Prosa Georges haben die Deutschen auch heute nach einem Menschenalter außerhalb des Kreises der Blätter noch kaum Notiz genommen, und fast scheint es als ob sie ihnen noch unzugänglicher wäre als seine Gedichte. Sie bot freilich weder dem rein begrifflichen Denken einen Zugang noch dem weichlichen Gefühlshunger eine Nahrung, hatte weder Handlung noch Bekenntnis, weder Gemütsschwang noch Naturschwärmerei. In einer Zeit wo nach einer Hofmannsthalischen Wendung das schakalhafte Ausstoßen von Wortbrocken üblich wurde, klang sie verschlossen und hart mit ihrem ebenmäßig durchgehaltenen Schrittmaß, mit ihren kalt und klar abgewogenen Satzteilen und ihrem schmucklos strengen Gefüge.

Die Übertragungen Georges, welche in der ersten Folge veröffentlicht wurden, waren Gedichte aus den Werken von Stéphane Mallarmé, Paul Verlaine, Francis Vielé-Griffin, Albert Saint-Paul, Stuart Merrill, Algernon Charles Swinburne, Gabriele d'Annunzio, Jens Peter Jacobsen. Sie machten in Deutschland vielfach zum ersten Male die Namen und Werke dieser französischen, belgischen, englischen, italienischen und dänischen Dichter bekannt, an die sich über die Grenzen der Länder hinaus eine neue dichterische Bewegung in Europa knüpfte. Die meisten von ihnen hatte George schon persönlich kennengelernt und der lebendige Verkehr von Dichter zu Dichter gab seiner großen Sprachbeherrschung noch besondere Mittel zur Hand, die fremden Kunstwerke fast ungebrochen in unsere Sprache zu übertragen.

Der Klärung und Abgrenzung der eigenen Bestrebungen gegen die des Auslandes und der Abwehr gegen feindliche Erscheinungen in der Heimat diente eine letzte mehr verstandesmäßige Äußerung der Blätter: Die Vorreden und Aufsätze, welche George vielfach mit den Freunden gemeinsam beriet. In der ersten Folge bestritt Karl August Klein in seinem Aufsatz „Über Stefan George, eine neue Kunst" und in den „Unterhaltungen im grünen Salon" den Kampf in diesem Außenbereich, den er auch durch Veröffentlichungen in ausländischen Zeitschriften stützte. Zunächst wies er

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Versuche befreundeter Franzosen zurück, George als Glied ihrer Reihe und besonders als Nachfolger Baudelaires, Verlaines und Mallarmés anzusprechen. Das von Albert Mockel veröffentlichte Gespräch mit George aus den ersten Pariser Jahren (Rev. d'All. Nov.-Dez. 1928) zeigt deutlich, wie klar George sich des Gegensatzes der dichterischen Aufgabe in Deutschland zu der in Frankreich schon in der Frühzeit bewußt geworden war. In der gemeinsamen Richtung der geistigen Strömung, welche in allen Ländern dem Realismus gefolgt war, sah er mehr ein Zusammentreffen der Geister auf dem gleichen Wege als eine Abhängigkeit des einen vom andern. Der gleiche Umschwung bedeutete für die Dichtkunst der einzelnen Völker etwas völlig Verschiedenes, weil sie sich auf verschiedenen Stufen des Lebens bewegten. „Klassizismus und Parnasse," so formuliert Karl August Klein die Lage, „traten in Frankreich ganz anders auf als bei uns und die Vollendung des ‚Parnasse', die wir noch nicht erreicht, ist drüben schon ein überwundener Standpunkt." Die Ursprünglichkeit Georges schien ihm gerade an der Grundverschiedenheit seines Verfahrens von dem der Franzosen, insbesondere Baudelaires deutlich zu werden: „am Fehlen aller Reflexion, aller Rhetorik. Im Gegensatz zu den Jüngsten, die die Formen auflösen, sind die seinigen streng regelmäßig und er läßt nie die Verständlichkeit und die zusammenfassende Beschränkung vermissen". Aber all diesen europäischen Dichtern war aufgegangen, worin das Wesen der neuen Dichtung liege: „das Wort aus seinem gemeinen alltäglichen Kreis zu reißen und in eine leuchtende Sphäre zu erheben", und Klein wies noch deutlicher als die Pariser damals selber taten, darauf hin, daß die Urquellen dieser Bewegung im germanischen Gebiet, in Deutschland und der deutschen Romantik lagen, daß die hellsichtigen Aussprüche eines Novalis die Erfordernisse der sinnbildlichen Kunst ja jeder Dichtung im strengen Sinne schon umschrieben hatten. Aus ihrem Erbe hatte sich in Deutschland eine neue Kunst entwickelt, die keiner Anlehnung an das Ausland mehr bedurfte: „Ihre Hauptstützen Richard Wagner der Komponist, Friedrich Nietzsche der Orator, der Maler Arnold Böcklin und der Zeichner Max Klinger. Zu ihnen tritt ein Dichter." Man spürt noch heute das Feuer seiner jugendlichen Ergriffenheit durch manche seiner Sätze brennen: „Seitdem die alten Götter tot sind," schreibt er in seinem ersten Aufsatz, „haben wir es zum erstenmal mit den Offenbarungen eines ursprünglichen Geistes zu tun, der aus seinen Gedanken eine Welt für sich gebaut und nach einem ganz bestimmten ihm eigentümlichen Plan ein stehendes abgerundetes Werk geschaffen. Die Form dieses Werkes ist im strengsten Sinne klassisch. Hier gibt es keine falschen unreinen Reime mehr, keinen einzigen leichtsinnigen Fehler im Takt und — ein seltener Reichtum —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dasselbe Wort wiederholt sich niemals im Reim. — — Durch genau erwogene Wahl von Konsonanten und Vokalen bekommen wir einen Eindruck ohne Zutat des Sinnes. Jubel und Trauer, Glätte und Härte, Nacht und Licht fühlen wir ohne daß wir die Begriffe dastehn haben. Ganze Verse dünken uns aus einer anderen Sprache und versetzen uns in seltsame Unruhe. Alles läuft auf eines hinaus: den großen Zusammenklang, wobei wir durch die Worte erregt werden, wie durch Rauschmittel. — Aber trotz diesem Ringen nach der höchsten und vollendetsten Form vermissen wir niemals die Seelentiefe. — Die weittragende Bedeutung dieser poetischen Schöpfungen liegt nicht nur darin, daß sie neue Sätze über klangliche Möglichkeiten und Unmöglichkeiten und damit eine neue Poetik andeuten: sie teilen zugleich das sichere Gefühl mit, daß der geistige Gehalt jeder literarischen Gattung auch der erzählenden und dramatischen eine Umformung erfahren muß."

Hier war schon klar betont, daß es sich bei der neuen Bewegung um eine Wandlung des ganzen dichterischen Bereiches handle, vor dem die schulbegrifflichen Aufteilungen hinfällig waren. Die Blätter schieden sich von Beginn an von allen literarischen Gruppen und Bewegungen, welche unter der Maske einen besonderen Zweig der Dichtung zu pflegen, der Volks- oder Familienkunde, der Erforschung von Gesellschaftsschichten oder sonst einem nützlichen Geschäfte nachgingen — vor allem vom zeitgenössischen Roman und Theater. Sie maßen den Romanen „jenen bürgerlichen Ausdeutungen der Lebensvorgänge", wie es später in den Vorreden einmal heißt, und den Theaterstücken der Zeit, in denen die Landesgeschichte flach und langweilig behandelt, der Welt mit leidenschaftlichem Ernst ein Sittenspiegel vorgehalten oder alle möglichen spannenden Streitfragen in Reden umgesetzt würden, nicht anders als den Tageszeitungen vielleicht einen kulturgeschichtlichen aber keinen künstlerischen Wert bei. Im bestehenden Theater war der Hauptanteil so sehr auf den Schauspieler gefallen, daß der dichterische Wert des Stückes darüber gleichgültig wurde: das war, wie die „Unterhaltungen im grünen Salon" sagen „gleichbedeutend mit dem Untergang des Dramas". Auch vom ausländischen Schrifttum konnte man keine Abwendung dieses Untergangs erwarten: Ibsens neueste Stücke zeigten, daß er für seine der Zeit vorauseilenden Sichten keine andere dichterische Form zu finden vermochte „als für seine ganz naturalistischen Gengangere". Frankreich und England waren für das Drama schon lange brach. Wenn der Belgier Maeterlinck mit seinen traumhaften Gestalten, seinen Puppen und seiner perversen Schmächtigkeit damals einige Erschütterung in Theaterkreisen hervorrief, so ließen die Blätter sich auch davon nicht täuschen. Die Aufführung seiner Stücke mit modischen Schauspielern war

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nach ihrer Darlegung ein völliges Verkennen ihrer literarischen Gattung, die ihren Ursprung in den „Flaireurs", der Originallegende für Marionettentheater von Charles von Lerberghe hatte und deren Technik, wie ein Übersetzungsbeispiel in den Blättern (I, 4) zeigte, mehr ein letztes Niederreißen als ein neues Aufbauen der dramatischen Kunst bezeichnete. Eine Rettung für diese sahen die deutschen Dichter nur in der Abkehr von der ganzen Äußerlichkeit der modernen Bühne, „ihrer Überschätzung des Schauspielers, ihren abgeschmackten Dekorationen ihrer Parterrenachbarschaft und ihrem Geschäftsbetrieb, eine Erneuerung für sie nur in der Rückkehr der rein-dichterischen Schätzung des Schauspiels, die von selbst eine Änderung des Äußeren nach sich ziehen würde. Sie wünschten ein Wegrücken der Bühne in weiter verhüllender Entfernung nach Art des griechischen Rundtheaters, ein Zurücktreten des Schauspielers hinter die Maske „da sein einziger Beruf ist, in gemessenen Bewegungen die kristallreinen Verse des Dichters herzusagen, wie sie nach dem Traume des Dichters unter dem hellenischen Himmel geklungen haben mögen". Auch auf die Einführung des Chores neben der Wechselrede wurde schon hingedeutet, kurz eine Kunst und künstlerische Darstellung gefordert, die nach einem Worte Kleins „nur vornehmen Geistern einen Genuß bereiten kann. Wer anders aber als ein vornehmer Geist hat sich jemals um ernsthafte Kunst gekümmert — und gibt es nicht genug Geschriebenes für die Menge?" Mit diesen Worten war auch der letzte Grenzkreis, die Voraussetzung einer besonderen menschlichen Artung für die neue Dichtung, in der ersten Folge der Blätter schon umschrieben. Sie schloß beim Urlaub von den Lesern vor dem sommerlichen Verlassen der Stadt mit diesen Worten der Dichter: „Wir werden auch fernerhin Regeln und Schulnamen sein lassen, uns verschließen gegen das Flache und Alte sowohl als gegen das Derbe und Niedre des zeitgenössischen Schreibewesens, aber aller Jugend offenstehen, die nach dem Schönen und Neuen sucht." Und diese Leitsätze des Anfangs gelten auch heute noch.

6. KAPITEL: DIE WIRKUNG IM AUSLAND

FRANKREICH hatte sich nach der Meinung seiner besten Köpfe nach der kriegerischen Niederlage von 1870 auf seine geistige Wiedergeburt besonnen, es war der großen Überlieferung des frühen 19. Jahrhunderts, der Erneuerung der europäischen Bildung treu geblieben und hatte die Hoffnung auf seine Wiederherstellung in der Belebung der Künste und Wissenschaften, in der Aufrechterhaltung seiner Sendung gesehen, vor allen Völkern Träger der menschlichen Zivilisation zu sein. Die Schu-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

len der Parnassiens und Realisten, der Décadents und Symbolisten wurden in den folgenden Jahrzehnten von dieser Bewegung getragen, auch wenn sie scheinbar dem politischen Leben fern sich „der reinen Schönheit" widmeten. Der Stolz, Frankreich an die Spitze des menschlichen Fortschritts zu setzen, belebte sie alle. Dabei waren die französischen Geister dem Einstrom der Nachbarvölker niemals offener als in diesen Jahrzehnten nach 1870, „Frankreich rächen durch die Brüderlichkeit der Völker, die Kaiserreiche abschaffen, Europa schaffen" hatte Victor Hugo als Ziel bezeichnet. Man nahm die englische Bewegung der Präraffaeliten auf und wie man im Militärischen von dem verhaßten Sieger lernte, scheute man sich nicht in der Dichtung an die deutschen Romantiker anzuknüpfen und etwa die musikalische Klangwirkung Wagners auch für die eigene dichterische fruchtbar zu machen. Jean Thorel hatte schon im September 1891 in einer Studie über die deutschen Romantiker und die französischen Symbolisten in den Entretiens politiques et littéraires die innige Beziehung zwischen den beiden Bewegungen aufgedeckt. Um so verächtlicher sahen die Pariser damals auf die literarischen Gruppen des zeitgenössischen Deutschlands herab, ob sie nun in den ausgefahrenen Gleisen der Epigonen weiterleierten oder sich im unbeholfenen Gestammel der Naturalisten versuchten. Erst als ihnen die erste Dichtung Georges, die HYMNEN bekannt wurden, sahen sie in ihm einen verwandten von den literarischen Gruppen seiner Heimat unabhängigen Dichter und einen Bundesgenossen im Kampf um die geistige Einheit Europas. Schon im Oktober 1891 und März 1892 brachte die L'Ermitage in Paris und im September 1892 der Floréal in Lüttich eine Anzahl seiner Gedichte in der Ursprache und in französischer Übersetzung. Die daran geknüpften Besprechungen von Albert Saint-Paul und Achille Delaroche suchten George natürlich als einen Nachfolger Baudelaires, Verlaines und Mallarmés darzustellen, der vom französischen Symbolismus angezogen nun auch in Deutschland den Kampf gegen die untauglichen alten und neuen Schulen eröffnen wolle. Er erschien ihnen als „der bemerkenswerteste Dichter des jungen Geschlechtes jenseit des Rheines" und als im Herbst 1892 das Pariser Blatt La Plume einen Aufruf für ein Baudelaire-Denkmal erließ, das Auguste Rodin ausführen sollte, war in dem führenden Ausschuß, der sich bildete, neben den Namen Lecomte de Lisle, Paul Bourget, François Coppée, Anatole France, Edmond de Goncourt, Hérédia, Huysmans, Lemonnier, Maeterlinck, Mallarmé, Mirbeau, de Régnier, Richepin, Rodenbach, Stuart Merrill, Sully-Prudhomme, Swinburne, Verlaine, Verhaeren und anderen Stefan George als einziger deutscher Dichter vertreten.

Die Begründung der „Blätter für die Kunst" verstärkte noch den Wider-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hall seines Namens in Frankreich und Belgien. Man begrüßte im Mercure de France, im Floréal, der Wallonie und anderen Zeitschriften mit freudigen Wünschen die neuen Verbündeten, welche endlich den guten Kampf in die trüben Bezirke der deutschen Literatur trügen und sah schon in den ersten Gedichten, deren Technik ohne Tadel und deren Eingebung deutschen Gewohnheiten überaus fremd sei, die sicherste Gewähr des Sieges. Eine damals geschriebene und später in den „Portraits du prochain siècle" veröffentlichte Skizze von Saint-Paul wirft am besten das Bild zurück, das man sich damals im Westen von George und seinem Werke machte: „Ein fahrender Ritter mit abgelegter Rüstung an die seine starre Haltung uns noch gemahnt. Sein reines Antlitz mit den schmalen Lippen ist kaum belebt von einem Blick, dessen Mondglanz aus der Mattheit alten Elfenbeins dringt. Diese Erscheinung des Dichters weiht uns schon in sein Denken ein. Die Verse Stefan Georges gestalten Träume eines schwermütigen Heldentums, die von kalter blauer Klarheit — wie Lichter auf Stahl — erleuchtet sind. Seine drei Dichtungen HYMNEN PILGERFAHRTEN ALGABAL lassen uns wie in einer orchestralen Symphonie das erregende Leben einer überlegen adligen Seele schauen: malerisch in den HYMNEN, bildhaft in den PILGERFAHRTEN, musikalisch im ALGABAL. Beachtenswürdig ist die Verbundenheit des Titels mit dem Gehalt der Dichtung, in der die innige und selbstverständliche Einheit von Poesie und schönen Künsten überhaupt verdeutlicht wird — Mitgift der dichterischen Offenbarung unserer Zeit. Aber vor allem ist zu behalten, daß dieser Dichter in seinem Lande die wahre dichterische Überlieferung wieder aufnimmt, indem er unmittelbar auf die deutschen Romantiker zurückgeht. So geht die Bewegung, die sein Werk hervorruft, in der gleichen Richtung wie die des französischen Symbolismus.

In einer kleinen Zeitschrift, die er in Berlin erscheinen läßt, die Blätter für die Kunst, suchen sich um ihn die jungen Dichter zu scharen voll Stolz die ersten Stöße in die Posaune zu tun, die schon ihren Sieg über den endlich zurückgeworfenen Einbruch der Naturalisten verkündet.

Stefan George ist außerdem der Verfasser einer Übertragung sagen wir der einzigen deutschen Übertragung Baudelaires, einer bemerkenswerten Arbeit, die in solcher Vollkommenheit nur ein so sicherer Dichter wie wohl unterrichteter Kenner der Sprache zu leisten vermochte."

In ähnlicher Weise sprachen sich brieflich nach dem Erscheinen der weiteren Übertragungen fremder Dichter in der ersten Folge der Blätter auch Maeterlinck, Gabriele d'Annunzio und in seiner etwas dunklen Form der Anerkennung Stéphane Mallarmé aus.

Im germanischen Norden machte 1894 zuerst der Däne Georg Brandes

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in einem Aufsatz über Gustav Fröding auf das jüngste Geschlecht der lyrischen Dichter aufmerksam, das in allen Ländern auftauche und in Deutschland in dem „merkwürdigen aber schwer zugänglichen Stefan George" seinen Führer und in der „wirklichkeitsfernen und kühlen Zeitschrift der Blätter für die Kunst" seinen Mittelpunkt gefunden habe. Der Lobredner des Volkstümlichen und Volksliedes hatte freilich keine Freude an diesen Dichtern, die völlig der wohltuenden Gabe der Naivität ermangelten und sich darin einig seien niemals zu lächeln. „Sie sind oft feierlich," schloß der seltsame Menschenkenner seine Betrachtung, „am häufigsten melancholisch, vor allen Dingen aber niemals fröhlich."

Noch höher im Norden widmete Johannes Jörgensen der jüngsten dichterischen Bewegung in Deutschland eine Studie, die im September 1893 in den norwegischen „Samtiden" erschien. Auch er wies seine Landsleute auf die gesamteuropäische Bewegung in der Dichtung hin, welche sich gegen die naturalistischen Skribenten wende, die wohl die Fähigkeit hätten, eine Handlung zu schaffen, eine Person zu schildern, ein Interieur zu malen aber von dem wesentlichen Erfordernis der Dichtung nichts verstünden. Er leitete die neue Bewegung von England her, von dort sei sie nach Frankreich, Belgien und Holland und jetzt auch nach Deutschland verpflanzt worden, wo die jungen Dichter zu ihrem anerkannten Führer Stefan George aufsähen „als zu dem, der den Weg weiß und das Ziel kennt". Jörgensen sah trotz der Betonung des unzweifelhaften französischen Einflusses schon deutlich, daß „George ebenso unzweifelhaft aus tiefer Wurzel des deutschen Dichterstammes entsprungen ist und seine wesentlichen Voraussetzungen innerhalb der Grenzen seines Landes zu finden sind". Das Denken und Fühlen in Metren und Reimen erschien ihm als das kennzeichnende Merkmal Georges. Aber der Eindruck „reiner und echter Poesie", den seine Werke machten, stammt nach seinen Worten nicht aus dieser oder jener Seltsamkeit in der äußeren Form, sondern aus dem Fühlen „einer ganz eigentümlichen und eigenwilligen Seele, die sich in souveräner und selbstgeschaffener Form ausdrückt". Diese Form erinnerte ihn im Wesen an Mallarmés Wortmusik und an Verlaines suggestive Kunst: mehr musikalisch als malend, mehr durch das wirkend was sie ahnen ließ als was sie sagte. „Wie traumzeugendes Opium ist diese Poesie. Die Verse buchten sich in seltsamem Schwung wie Rauchsäulen eines Gefäßes mit brennendem Weihrauch. Wie hinter einem Nebel sieht man unsichere Gesichter, unbestimmte Wesen, Gestalten einer Welt über Wolken oder in Meerestiefe. Vergebens sucht man nach diesen Traumbildern zu greifen, sucht vergebens durch den Nebel zu dringen: man muß stillsitzen und in Andacht lauschen. Und dann wird man ergriffen von die-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ser Wortmusik, die Stefan Georges dunkle und dämmernde Dichtung trägt. Diese uns oft unverständlichen oder nur halbklaren Verse haben eine Fähigkeit sich einem ins Bewußtsein hineinzusingen. Sie suchen einen heim in stillen Stunden und man ertappt sich dabei, daß man mitten auf der Straße geht und halblaut einen dieser absonderlichen Rhythmen hersagt ... Es ist Zauberei in seinen Versen, Stimmungshexerei und eine Macht, wie sie die Alten gewissen Runen beilegten. Wer mehr fordert, Klarheit, scharfe Gestalten, lieblichen Schein fordert — muß sich folgender Worte von Goethe erinnern: Wenn durch die Phantasie nicht Dinge entstehen, die ewig problematisch bleiben, so wäre es überhaupt nicht viel mit der Phantasie." Jörgensen gab dann, obwohl er selbst sagte, daß die Gedichte Georges sich nicht von ihrer Sprache losreißen ließen, so sehr seien sie mit ihrem Land verwachsen, zwei von ihnen in dänischer Übertragung wieder, die deutlich erkennen lassen, daß die Unklarheit der Gesichter und Gestalten, die er zu fühlen glaubte, von seiner Unkenntnis des Georgeschen Wortschatzes herrührten.

Der Schwede Gustav Uddgren, der die Werke Georges in den gleichen Jahren kennenlernte, wurde sich dieses Mangels deutlicher bewußt und gestand, daß diese neuen Dichtungen von Worten wimmelten, denen er niemals früher in der deutschen Dichtung begegnet wäre. Auch er fühlte jenen zauberhaften Sinn in den Gedichten, der ihn zwang, sie in der Stille vor sich selber aufzurufen und suchte ihn in der symbolischen Unterbedeutung der Worte zu erfassen, in deren Geheimnis sich das innere Erleben einer hohen Seele berge. Er hatte George an einem Frühlingsabend des Jahres 1893 durch einen Zufall in Berlin Unter den Linden kennengelernt und schilderte diese Begegnung einige Jahre später in der Nordisk Revy in folgender Weise: „Als ich in das große Café eintrat, wo die Fremden aus allen Weltgegenden sich versammeln, um abends ihre Zeitungen zu lesen, alte Bekannte zu treffen oder neue Bekanntschaften einzugehen, fand ich meinen Freund im Gespräche begriffen mit zwei mir ganz unbekannten Personen.

Es war etwas so Seltsames und Diskretes über diesen beiden, daß ich stutzte und zweifelhaft wurde, ob ich zu ihrem Tisch vorgehen sollte. Aber mein Freund nickte mir zu und ich wurde als ein Freund vorgestellt. Das unterbrochene Gespräch wurde fortgesetzt. Sie sprachen über deutsche Dichtung und daß die jungen Dichter sich zusammenschließen sollten und sie nannten öfters die Blätter für die Kunst. Ich schwieg und betrachtete die beiden Fremden. Der eine war ein kleiner eleganter Herr, gekleidet nach der letzten Berliner Mode. Er sah aus wie ein junger Philosophiekandidat aus besserer Familie. Aber er hatte etwas äußerst Sensitives in sei-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nem Wesen, um nicht zu sagen Feminines. Es war der Herausgeber der obengenannten Zeitschrift, wie sich bald ergab. Der andere hingegen wirkte so stark eigenartig, daß ich die Blicke ein paarmal von ihm wenden mußte, bis ich den Mut fand, seine Gesichtszüge zu erforschen.

Es war ein beinah leichenblasses Antlitz mit stark zurückfallender Stirn und mächtigem Hinterkopf mit schwarzem glatt zurückgestrichenem Haar. Die Augen waren tief eingesunken und umgeben von großen dunklen Augenhöhlen. Sein Blick war nur schwer aufzufangen, er war nach innen gewandt und schien beständig etwas Weitentlegenes zu schauen. Da er einige Male auf mich sah, fühlte ich eine unerhörte Glutkraft mir entgegenströmen. Die Nase war leicht nach unten gebogen, der Mund ganz und gar ebengestreckt und mit einem eigentümlich zitternden Zug wie einem stillen Lächeln vor Schmerz, aber über seinem ganzen Gesicht ruhte jene Klarheit, die uns der Kampf mit starken Stürmen verleiht. Ich fühlte instinktiv, daß ich vor mir einen von denen hatte, die des Leidens große Tiefe gepeilt haben. Er hatte etwas Imperatorisches in seinem Wesen. Sein Anzug war schwarz und eng anliegend. Er sprach langsam aber mit einem Enthusiasmus der keine Widerrede duldete".

So sah man allerdings nur in Zenakeln, nicht in der Öffentlichkeit nach drei Jahren seines Wirkens George in Paris und Neapel, in Lüttich und Amsterdam, in Kopenhagen und Stockholm, so sah ihn der Freund und der Fremde und wenn es nur wenige Stimmen waren, so klang — den Allerweltskenner Brandes ausgenommen — in ihnen allen doch eine Ahnung von der menschlichen Bedeutung, ja manchmal schon von dem unheimlichen Zauber durch, der von ihm ausging. — Hören wir nach den Stimmen des Auslandes was die Heimat von ihm wußte und wie sie ihn sah.

7. KAPITEL: DIE NEUE DICHTUNG UND DER DEUTSCHE NATURALISMUS

ALS im Jahre 1890 die HYMNEN Georges erschienen, war die deutsche Dichtung noch in allen Schichten der Bevölkerung fast ausschließlich durch die flach- und flaugewordenen Nachfahren der Klassik und Romantik bestimmt. Mit wenigen Ausnahmen wie Hebbel, C. F. Meyer und Leuthold waren diese Dichter nicht mehr imstande lebendige Erzeugnisse von Bedeutung hervorzubringen und auch die besten von ihnen machten der gewöhnlichen Tagesschreiberei durch gefällige Geschichten für die Menge Zugeständnisse, die jährlich an Seichtheit zunah-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

men. Gegen den hohlen theatralischen Prunk und die immer matter werdenden Aufgüsse dieser Schule empörte sich um die Mitte der achtziger Jahre eine Gruppe der deutschen Jugend, verwarf die gefühlsamen Liebeleien ihrer Romane und Novellen, die Aufgeblasenheit und Gestelztheit ihrer Dramen und die leblose Schablone ihrer Gedichte und nahm sich die Realisten und Rationalisten Frankreichs, die Moralisten Skandinaviens und die grüblerischen Kriminalisten des barbarischen Rußlands zum Vorbild. So echt der jugendliche Drang war, dem eigenen Geschlecht und Zeitalter für die verwandelten Lebensgefühle im Schrifttum Laut und Stimme zu verleihen, so kläglich scheiterten die Jungen bei der Verwirklichung ihrer Absicht. Sie warfen mit den leicht zu besiegenden Nachfahren auch das beste Erbe unserer Großen mit über Bord und wollten die Dichtung der Zukunft lieber als an Goethe an die Gescheiterten und Haltlosen „an Lenz und den titanischen Grabbe" knüpfen, denen sie sich verwandt fühlten. Sie verwechselten die Wahrheit und Wirklichkeit, in deren Darstellung sie das Wesen der neuen Kunst suchten, mit dem Oberflächlichen und Gemeinen. Sie fanden auch niemand in ihren Reihen, der sich an Kraft und Können auch nur über die Ebene des bescheidenen Mittelmaßes erhoben hätte und nur entfernt mit den bedeutsamen Werken eines Zola, Ibsen und Dostojewski hätte wetteifern können. Dazu mißkannten diese deutschen Nachahmer völlig die Bedingtheiten jener Schriftsteller im Raum und Geist ihrer Völker. Wenn der entgöttlichte Franzose „die Haupteigenschaft des Romanschreibers im Wirklichkeitssinne sah", das heißt „die Natur zu fühlen und wiederzugeben wie sie ist" (Zola), so baute sein gallischer Verstand diese gefühlte Natur doch immer nach den klaren Denkgesetzen einer noch ungebrochenen Überlieferung seines Landes auf, wenn der trübe Nordländer seine Dramen scheinbar aus einer allgemeinen Erkenntnis seelischer und gesellschaftlicher Zustände der Zeit erschuf, so pochte doch in ihnen wesentlich ein Nationales: die strengen Grundsätze eines nordisch-pastoralen, eines einsam und kampflos weiter moralisierenden Luthertums, und wenn endlich der gestaltlose Russe Jammer und Elend seiner geknechteten Massen in die unerbittliche Logik fiebriger Wahnsinnsträume bannte, so gab er damit die seelische Wesenheit s e i n e s Volkes wieder: die unüberwindbaren Klüfte, die Gliederlosigkeit und das dumpfe verquollene Hoffen auf Rettung in seinen untersten gärenden Schichten.

Die Deutschen machten sich mit diesen Zerfallserscheinungen des Auslandes völlig gemein, auch wenn sie weder in Vorgängen noch im Wesen unseres Volkes Boden und Wurzel hatten, sie erhoben was dort noch gewachsenes Erzeugnis überalteter oder erst barbarischer Bildungen war,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in die Sphäre unbedingter Gültigkeit und machten es zu einem allgemeinen Grundgesetz der Dichtung. Die Kunst wurde ihnen zu einer Halbwissenschaft, welche die natürliche und gesellschaftliche Wahrheit an sich nachbilden sollte, aber ohne die seit Jahrhunderten durchgebildeten genauen Mittel der Wissenschaft und ohne die seit Jahrtausenden bekannten und angewandten Mittel der Kunst! Was zutage kam, mußte notwendig ein Zerrbild der Natur wie der Gesellschaft werden. Die vielgerühmte Erweiterung des Stoffgebietes durch den „Naturalismus" auf Gesellschaft, Staat, Wirtschaft und Wissenschaft bedeutet künstlerisch nichts solang es nur „ein ernstes Gespräch der Gegenwart mit ihrem eigenen Echo" war. Was erweitert wurde war die Fähigkeit, öffentlich unter dem Anschein der Dichtung von Dingen zu reden, die unter der Ebene des Anständigen lagen und in einer Art, die unter der Ebene der gesitteten Sprache lag. Als Natur galt das Gemeinste und Häßlichste, als Wahrheit das Äußerlichste und Niedrigste: Wenn es in dem blühenden Deutschland nicht anging die unteren Klassen noch tierischer darzustellen als die russischen, so wählte man wenigstens die verkommensten Winkel oder die längst erledigten Nöte schlesischer Weber zum Stoffe der Darstellung, und wenn es im Lande eines noch gesitteten fast prüden Bürgertums nicht anging die Verworfenheit englischer und französischer Zustände zu unterbieten, so wählte man wenigstens statt der verachteten gefühlsseligen nun die gemeine Erotik der Gasse oder die noch gemeinere der Krankheiten zum Stoff. „Die psychopathischen Elemente der Liebe" wagte 1892 „das Magazin" zu schreiben „jene grauenhaften und nur dem Manne der Wissenschaft bekannten und verständlichen Verirrungen des sexuellen Triebes in der Literatur zu öffentlichem Ausdruck gebracht zu haben, ist doch unbestrittenes Verdienst der modernen Dichtung". So und ähnlich für die anderen Gebiete waren die neuen Offenbarungen, welche aufdämmerten und in unzähligen Ankündigungen, Broschüren und Vorreden als Mittel zur Enthüllung der Wahrheit, zur Lösung der Frauen- und anderer Fragen, zur Hebung der Massen und Befreiung der Jugend angekündigt wurden. Heute begreift man kaum noch die Anmaßung mit der diese Programme auftraten, denn selbst wer hie und da in der Prose der Naturalisten noch ein erträgliches Stück, in ihren Gedichten noch eine Strophe nach seinem Geschmack finden könnte, muß zugeben, daß in ihren Rezepten das Subalterne und Geistesarme allzu erschreckend war. Sie rechtfertigten die Formlosigkeit ihrer Romane und Dramen mit der Notwendigkeit der „zwanglosen" und „natürlichen" Wiedergabe der Wirklichkeit oder ließen das naturwissenschaftliche Gesetz der Entwicklung auch für den Ablauf ihrer Federstriche gelten. „Da das Entwicklungsgesetz die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

oberste Norm der beginnenden Zeit ist", so ließ sich einer und ähnlich andre vernehmen, „so ist diese für uns die Entwicklungszeit, welche der Dogmenzeit schroff gegenübersteht. Wir sind Entwicklungsmenschen und begründen die Entwicklungsliteratur".

Zum völligen Widersinn mußten diese Anschauungen führen, sobald man sie von der Prose auf das Gedicht übertrug, dessen Wesen schon das geistige Gesetz in sich begreift. Einige Vertreter der neuen Richtung behalfen sich mit „freien Rhythmen" oder dem „Achsengedicht", bei dem ganz äußerlich die Verse um eine senkrechte Mittellinie geordnet wurden, die Folgerichtigsten aber gingen in der neuen „Revolution der Lyrik" (1886) so weit, „Sprache und Form als konventionelles äußerliches Gewand" zu betrachten, als „das sogenannte Künstlerische", an dem man nicht allzusehr haften dürfte. Ja die „Moderne Dichtung" vom Januar 1890 hielt die Form in gebundener Rede, überhaupt die Lyrik als Dichterberuf für überlebt und meinte, wenn die Poesie nur „die Wahrhaftigkeit des Lokaltones, den Erdgeruch der Selbstbeobachtung, die dralle Gegenständlichkeit des Ausdrucks zeige, so sei es einerlei, welche Form der Gedanke sich im Einzelnen wähle".

Freilich für die Entstehung selbst solcher Gebilde der Gesetzlosigkeit vertrösteten die unzähligen schnell aufschießenden und schneller verschwindenden Zeitschriften immer wieder auf die Zukunft und als endlich Werke kamen, ließen sie sehen, wie Wolfskehl später sagte, was an der ganzen Sache — nicht war. „Die viel berufene in alle übelriechenden geheimen Kammern hinausgreifende ‚Erweiterung des Stoffgebietes' — welche Formen schuf, erglühte sie sich? Welcher von all den Sündenliedermachern, Menschenliedermachern, Tagebuchbrünstlingen, Adjutantenrittern fand eine rhythmische Folge, einen aufbauenden Ton, ja nur einen Reim, die nicht von Heine bis Heyse als längst erprobte Kunstmittel im Schwange gewesen wären! Es wird einmal für Literaturgeschichtslehrlinge eine so leichte als erheiternde Aufgabe sein, diese Zusammenhänge festzustellen und vor allem zu zeigen, wie in den damals beliebten mörderischen Vorworten gerade diejenigen der äußersten künstlerischen Frevel geziehen werden, deren vorgebahnte Wege der betreffende Pontifex des Bannstrahls in dem freilich oft nur wie ein Anhängsel wirkenden Werke selber zu wandeln sich gezwungen fühlte". War ein Gedicht einmal lesbar, so war es durchaus Epigonenmache. „Man muß es heute aussprechen: Keiner der damals ‚Führenden' das heißt eifrig sich gebärdenden Geister hat der Struktur, dem Wesen der Kunst auch nur den geringsten Dienst erwiesen. Einzig die bis dahin herrschend gewesene Sachkonvention änderte sich nach einer für Zeiten sinkenden Lebensge-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

fühls und sinkender Lebenskraft bezeichnenden Richtung, indem die Lebensbedingungen der unteren Klassen, die sogenannte natürliche Menschheit und die geschlechtlichen Phänomene mehr als bisher und ungenierter verwertet wurden. Seelisch und technisch wurde bei uns in Deutschland dem vorhandenen Gute nichts organisch angesetzt" (Jahrbuch für die Geistige Bewegung, I). Die kleine Schar der „Blätter für die Kunst" hat sich von Beginn an durch keine noch so lauten Trompetenstöße und Theatererfolge der Naturalisten über die gänzliche Belanglosigkeit ihrer dichterischen Leistung täuschen lassen. Daß sie der Ausdruck des erwachten Klassenbewußtseins der unteren Volksschichten oder vielmehr dessen Spiegelung in bürgerlichen Literatenseelen war, ändert nichts und hat auch bis heute in ihren Nachfolgern nichts an der geistigen Bedeutungslosigkeit ihrer Werke geändert. Wohl aber wurde in ihnen offenbar, welch ein zerdrücktes Menschtum hier heraufkam und durch Bürger-Münder nach einem Ausdruck für sein entwürdigtes Dasein suchte. Karl August Klein kennzeichnete ihre Erzeugnisse in seinen Aufsätzen in der L'Ermitage und La Plume (Okt. 1892 und Mai 1893) als eine Vereinigung von Wirklichkeit und Schlüpfrigkeit, Plumpheit und hohler sozialer Rednerei, ihre Zeitschriften als Orte, in die man nicht schreiben könnte, ohne sich zu kompromittieren. Er führte, um dem Ausland einen Begriff von dieser Niedrigkeit zu geben, einige Beispiele auf, die sich heute ins Ungemessene vermehren ließen. „Einer unserer beliebtesten Lyriker", so schreibt er, „erklärt den Ursprung eines seiner geliebtesten Bücher: Als er bei jemandem auf Besuch war, fand er im Nachtkasten einige verlorene Papiere, deren Inhalt er abschrieb, er singt ‚von dem König Regnar der froh und frei lebte und dessen Hosen nicht nach Rosen rochen' und von einer Kuh, ‚die träumt von wundervollem Düngerwühlen'. Ein andrer Psalmensänger sagt: ‚Was ist mein Schatz? — Eine Plättmamsell. Wo wohnt sie? — Unten am Gries . . . Wo die Wiese von flatternden Hemden weht: Da liegt mein Paradies.' Oder auch: ‚Die Sonne spuckt ihre Gedärme von Sternen in die Nacht' oder gar dieses Gestirn wird verglichen ‚mit einer verfaulten Orange, die stinkend auseinanderklatscht' und das Firmament mit einem haarigen Lümmel. Das entströmt noch den berühmtesten Federn. Man könnte über diese gemeinen und lächerlichen Hervorbringungen hinwegsehen, wenn ein Teil der Öffentlichkeit sich nicht einbildete, daß sie ‚von einem wesentlich deutschen Charakter' wären. Wäre das in der Tat der wesentlich deutsche Charakter, so hätte weder ein Deutscher noch ein Ausländer nötig, sich mit deutscher Sprache, Sitten und Gebräuchen zu beschäftigen". Wir könnten heute erst recht darüber hinwegsehen, wären nicht die literarischen Erzeugnisse unserer Tage zu

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einem großen Teile denen vor vierzig Jahren noch verzweifelt ähnlich — nur daß an Stelle des Rüpelhaft-Burschikosen das Rüpelhaft-Brüchige getreten ist — und wagten nicht fast alle Literaturgeschichten unter der Maske wissenschaftlicher Unparteilichkeit, die ihre Verfasser jeder Stellungnahme zu den wichtigsten Fragen unseres Geisteslebens enthebt, jene und ähnliche Machwerke und Zerfallsprodukte der achtziger und neunziger Jahre unter dem Kapitel „Stoffkunst", „Herrschaft der Materie", „Hochblüte des Naturalismus" oder ähnlichen gleichberechtigt neben die hohen Erscheinungen des deutschen Geistes der Vergangenheit und Gegenwart zu stellen. In der natürlichen Aufeinanderfolge der Entwicklung bildet dann für sie wie der Naturalismus die Reaktion auf das Epigonentum so die Dichtung Georges und der Blätter für die Kunst die Reaktion auf den Naturalismus.

Aber noch bevor der deutsche Naturalismus überhaupt ein Werk von Belang hervorgebracht hatte, stand das Gedicht Georges schon vollendet da und brachten die „Blätter" Strophen von einer Höhe und Schönheit der geistigen Haltung, die als einzige dichterische Erzeugnisse jener Zeit ihren Wert behauptet haben. Die deutschen Zeitgenossen um 1893 freilich standen noch rat- und verständnislos vor diesen Werken. Die wenigen, die sich darüber äußerten, stießen sich an der „verschrobenen Orthographie". „Die Freie Bühne" höhnte, daß von der Lothringer Straße aus, wo es die billigen Mietbuden gäbe, die deutsche Literatur erneuert werden solle, das Wolffsche Tageblatt nannte die abseits vom Wege stehenden Symbolisten, die gerade in den klingenden farbigen Worten das Hauptinstrument des Lyrikers suchten, ein paar talentvolle Leute, aber „sie haben nur Bedeutung als Einzelerscheinung, keinerlei für die Entwicklung" (9. März 1893). Das Literarische Bulletin der Schweiz (1. Dez. 1892) erkannte „das Originelle und Wertvolle der poetischen Beiträge" der ersten Blätterfolge noch an, fühlte sich aber auf so unsicherem Boden, daß es seine Betrachtung schloß: „Das ganze Unternehmen hat übrigens einen Beigeschmack von Mystifikation. Wer weiß welcher Schalk dahintersteckt". Das waren die Stimmen der Heimat! Doch ist bemerkenswert, daß schon in den ersten Jahren nicht wenige „Dichter" von Namen sich mit Briefen und Beiträgen an die Blätter wandten oder in schlichter Ahnungslosigkeit George zur Mitarbeit für ihre Wochen- und Monatsschriften gewinnen wollten. Weder die einen noch die anderen erhielten jemals eine Antwort und niemals hat auch nur einer von den tausend wimmelnden Literaten die Wege Georges persönlich gekreuzt. Selbst dann mißlang eine Begegnung, als seine Binger Freundin Ida Coblenz ihn überraschend mit ihrem späteren zweiten Manne zusammenführen wollte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das Ergebnis war nur jene von ihr selbst veröffentlichte Briefzeile Georges: „Wenn einer anfängt, schön zu finden, was dem anderen gemein ist, dann ist es Zeit zum Abschiednehmen". Was auch geschah.

In beschämendem Gegensatz zu den Ausländern haben die Ohren der heimischen Amtsbrüder von dem Geiste der neuen Dichtung damals keinen Hauch verspürt, nur die besondere Schreibweise, die schwerverständliche Symbolik, die Abweisung jeder Vermischung — „sie glauben die Kunst allein gepachtet zu haben", wie einer der „Lyriker" schrieb — kurz die ausschließende Haltung der Blätter war ihnen peinlich aufgefallen und wenn ein anderer bekannteren Namens sich als „einen sehr einsamen, sehr sehnsüchtigen, schönheits-glücklichen Dichter" anpries und bettelte „ich will bei den Wenigen Einzigen Entgegenkommen finden für meine stille Kunst und ein bißchen Liebe" — so mußte er lernen, daß sowohl den Begründer wie den Herausgeber der Blätter nichts weniger rührte als solche Gefühle, für sie galt nur eine gute sprachliche Leistung die diesem Eingeber ebenso mangelte wie den übrigen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf